38012

Kees Doorik.

Kees Doorik.

Ein vlämischer Sittenroman

von

Georges Eekhoud.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1893.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Einleitung.

Es ist ein ganz eigenartiges Werk, das ich hiermit dem deutschen Publikum in einer freien Uebertragung zugänglich mache. Der Name des Verfassers ist bis dato in Deutschland wenig bekannt geworden, und bei der bedeutenden Produktion hervorragender französischer Schriftsteller und bei der Vorliebe für russische, norwegische zc. Autoren, deren Werke, selbst wenn sie wertlos waren, in Deutschland übersetzt, gekauft und bewundert wurden, ist es leicht erklärlich, daß man keine Zeit fand, der jüngeren realistischen Dichterschule in Belgien Beachtung zu schenken. Der einzige belgische Romancier, dessen Name in Deutschland ein wenig bekannt wurde, wenngleich dessen Werke wenig gewürdigt wurden, ist Camille Lemonnier, der seit Jahren in Paris lebt und seine Erzählungen und Romane — sämtlich supranaturalistisch

— nur noch in französischen Zeitungen und bei Pariser Verlegern veröffentlicht.

Georges Eekhoud, ein durchaus originelles Talent, ist in seinem Vaterlande geblieben, und das mag wohl auch der Grund sein, weshalb sein Name wenig über die Grenzen gedrungen ist. Eekhoud ist aber jetzt der bedeutendste Romancier der belgischen Dichterschule, die auch noch neben den französischen, russischen und nordischen Realisten beachtet zu werden verdient. Besonders möchte ich die Aufmerksamkeit auf Eekhoud lenken, da dieser sich am meisten von der Nachahmung französischer Schriftsteller freizuhalten wußte.

„Kees Doorik" ist der erste Roman Eekhouds — dem allerdings seither mehrere andere gefolgt sind — und er ist meiner Ansicht nach, obschon wenig umfangreich, doch ein Meisterwerk, das auch in anderen Ländern bekannt zu werden verdient. Obschon dasselbe genug für sich selbst redet und eigentlich keiner Geleitworte bedürfte, so will ich doch einige Angaben über den Verfasser und dessen literarisches Wirken hier vorausschicken.

Georges Eekhoud hatte sich ursprünglich der Dichtkunst zugewandt, verließ dieselbe aber, nachdem er mehrere Gedichtsammlungen veröffentlicht hatte, und

widmete sich seither ausschließlich dem Roman und der Kritik. Er hatte schon früh angefangen zu schreiben, aber erst nachdem er ein aufgeregtes Leben geführt und sein Vermögen verloren hatte, dachte er daran, von der Feder zu leben, und da schuf er seine zwei Hauptwerke „Kees Doorik“ und „La Nouvelle Carthage“ — dieses letztere ein viel umfangreicheres Werk und vielleicht die bedeutendste Schilderung, die je von Antwerpen entworfen wurde.

Eekhoud ist geboren am 27. Mai 1854 im Herzen von Antwerpen. Er ist wesentlich germanischer Abstammung: sein Vater war Flamänder; seine Mutter hatte einen deutschen Vater (einen Nassauer) und eine holländische Mutter. Seine beiden Großmütter waren altadeliger Abstammung, während mehrere Oheime von ihm dem Antwerpener Großhandel angehörten. Sein Vater, Beamter in einer großen Assekuranzgesellschaft, war ein einfacher, guter Mann, der dem kleinen Georg schon frühzeitig Liebe zur Natur, besonders zur heimischen Erde und deren Bewohnern einzuflößen wußte. Ein rührendes Denkmal hat Eekhoud später seinem Vater in der Skizze „Ex-Voto“ gesetzt, die in seiner Sammlung „Kermesses“ Aufnahme fand.

Der Vater starb leider schon früh, 1865, und

nun wurde der elfjährige Junge in ein internationales Schweizer Pensionat geschickt, das Institut Breidenstein in Grenchen (Kanton Solothurn), wo seine Erziehung vollendet wurde. Dort lernte er drei fremde Sprachen: deutsch, englisch und italienisch. Wie der kleine Paridael in der Nouvelle Carthage — dessen Geschichte offenbar aus den Jugenderlebnissen des Verfassers gebildet ist — so las auch Eekhoud alle Bücher, die ihm nur in die Hände fielen, und zwar neben den französischen Klassikern besonders diejenigen der drei erwähnten Sprachen. Später wurden allerdings andere Schriftsteller seine Lieblingsautoren, so besonders Verlaine, Taine, die beiden de Goncourt, Renan, Gautier, de Vigny, Stendhal, Mérimée, Edgar Poe, Charles Dickens und so weiter. Schon hieraus ersieht man, welche Schriftsteller am meisten seine Geistesrichtung beeinflußten.

Als Eekhoud das Schweizer Pensionat verließ, wollte sein Vormund, ein bedeutender Kerzenfabrikant und Bürgermeister von Borgerhout bei Antwerpen, ihn zum Ingenieur heranbilden lassen, allein er zeigte keine Lust dazu. Der Oheim war früher Genieoffizier gewesen, und er ließ den jungen Eekhoud auf die Militärschule vorbereiten. Dort blieb dieser jedoch nur sechs Monate, da das in derselben herrschende

Regime ihm allzuwider war. Er hatte sich mehr mit Poesie als mit Mathematik beschäftigt, und eines Tages entlief er aus der Anstalt und schickte seinen Säbel und seine Uniform zurück. Er war damals erst achtzehn Jahre alt, und da er ohne die Einwilligung seines Vormundes gehandelt hatte, weigerte dieser sich, ihn wieder zu sich zu nehmen; er ließ ihm jedoch die Zinsen seines väterlichen Erbgutes, etwa hundert Franken monatlich, auszahlen. Nachdem Eekhoud sich kurze Zeit in Brüssel und Lüttich herumgetrieben hatte, trat er, da er von jener kleinen Summe nicht leben konnte, in die Zeitung „Le Précurseur“ in Antwerpen ein und wurde bald darauf Redaktionsmitglied derselben, indem er das Feuilleton und die Kritik übernahm.

Infolge seines unüberlegten Streiches hatte er sich mit seiner Familie überworfen; er söhnte sich jedoch einige Zeit darauf wieder mit derselben aus. Seine reiche Großmutter ließ ihn sogar zu sich wohnen kommen, und dort konnte er nun ein sorgenloses Leben mit Malern, Künstlern und Dichtern führen. Er war kaum einundzwanzig Jahre alt, als er sein väterliches Erbe aufgezehrt hatte. Inzwischen hatte er aber viele Verse geschmiedet, und er veröffentlichte auch drei Sammlungen seiner Gedichte: „Myrtes et

Cyprès“ (1876), „Zigzags poétiques“ (1877), „Les Pittoresques“ (1878, sämtlich bei Jouaust in Paris). Diese Sammlungen, in denen besonders „La Mare aux sangsues“, „Nina“, „Raymonne“ und vor allem das realistische Gedicht „La Guigne“ hervorgehoben zu werden verdienen, wurden nicht bloß in Belgien günstig aufgenommen, sondern auch bedeutende Pariser Zeitungen, wie das „Journal des Débats“, beschäftigten sich damit.

Als Eekhoud 1878 das bedeutende Vermögen seiner Großmutter erbte, führte er einen lang gehegten Wunsch aus und kaufte sich ein Landgut nördlich von Antwerpen, in dem an der Grenze von Holland gelegenen Dorfe Cappellen, zwischen dem fruchtbaren Poldergebiet der Schelde und der wilden, rauhen Campineheide. Er führte dort das Leben eines Landedelmanns, indem er beständig zu Pferde und von einer Meute Hunde begleitet das Land durchstreifte. Er nahm an den Zusammenkünften und Festen aller Gilden und an allen Kirmessen teil, und so lernte er das dortige Landleben kennen. Seine Wirtschaft war jedoch fehlgeschlagen und ein guter Teil seines Vermögens draufgegangen. Um dieselbe Zeit berief ihn die „Etoile Belge“ als literarisch-musikalischen Kritiker nach Brüssel. Eekhoud verließ nur ungern

sein „home“, das er vermietete. Er verkaufte Gemälde und Luxusmöbel und behielt nur das Notwendigste, um nach Brüssel überzusiedeln (1. Mai 1881). Dort trat er in Verbindung mit zahlreichen Schriftstellern, unter anderen mit Théodore Hannon, dem Dichter der „Rimes de Joie“ und Camille Lemonnier, der damals „Le Mâle“ in der Zeitschrift „l'Europe“ veröffentlicht hatte. Mit diesen lieferte er Beiträge für eine kleine literarische Revue „La Bohême“, die jedoch nicht lange erschien. Bei Lemonnier lernte Eekhoud verschiedene junge Schriftsteller kennen, die eben erst die Bänke der Löwener Universität verlassen hatten: Max Waller, Albert Giraud, Emile Verhaeren, Georges Rodenbach und so weiter. Im Vereine mit diesen gründete er die noch jetzt bestehende Revue „La jeune Belgique“. Mit diesem Namen „Jung-Belgien“ bezeichnete man seither die realistische Dichterschule aus Belgien.

Alle diese jungen Schriftsteller waren von energischem Eifer beseelt, alle zeigten große Lust zum Schaffen und hielten im Kampfe auch eng zusammen, wenn es galt, für den Fortschritt und die Unabhängigkeit der Literatur zu kämpfen; aber im übrigen blieb ein jeder unabhängig und konnte seine eigenen Wege verfolgen. Noch jetzt bilden jene Schriftsteller

keine eigentliche Schule; in Poesie wie in Prosa sind sie vollständig frei, aber im Grunde halten alle an den Prinzipien des Realismus fest.

Eekhoud hatte sich schon bald wieder nach seiner engeren Heimat, der Antwerpener Provinz, zurückgesehnt, und das war es, was ihn veranlaßte, das Gebiet des Romans zu betreten. Er wollte in seinen Erzählungen das eigenartige Leben und die pittoresken Sitten der Bauern aus jener Gegend schildern.

Schon die letzten Gedichte Eekhouds, die in der Jeune Belgique erschienen waren, „Le Semeur“ und „L'Homme de l'Eglogue“ hatten eine Evolution angezeigt. Nach einer biographischen Studie über Hendrik Conscience, den vlämischen Romancier, der ihm väterlich zugethan war, veröffentlichte er „Kees Doorik“, einen Sittenroman, der sich in der Gegend zwischen dem Polder und der Campine abspielt, jener Gegend, wo er, seinem eigenen Geständnis zufolge, seine Seele und — viel Geld gelassen hat.

Größtenteils auf demselben Gebiete spielen die vlämischen Sittenbilder, Erzählungen und Novellen, die Eekhoud in zwei Bänden zusammenstellte unter dem Titel: „Kermesses“ (1884, Brüssel, Kistemaeckers) und „Nouvelles Kermesses“ (1887, Brüssel, Veuve Monnom).

Nach dem Roman aus der Campine: „Les Milices de Saint-François“ (1886, Brüssel, Veuve Monnom) schrieb er einen Antwerpener Roman, der neben Kees Doorik unstreitig sein Hauptwerk bildet: La Nouvelle Carthage, eine ziemlich umfangreiche Erzählung, die demnächst ebenfalls in deutscher Uebersetzung erscheinen wird. „Neukarthago“ ist ein farbenreiches lebensvolles Gemälde der Stadt Antwerpen und ihrer durch den Handel reich gewordenen Bourgeoisie. Dieser Roman enthält neben den wahrheitsgetreuen, realistischen Lokalschilderungen jedenfalls viele Jugenderinnerungen des Verfassers. Auch im übrigen hat man manche Allusionen auf bekannte Persönlichkeiten darin gefunden (Vgl. Larousse, zweiter Supplementband, Seite 1139).

Der letzte Roman, den Eekhoud veröffentlichte, „Les Fusillés de Malines“ (1891, Brüssel, Paul Lacomblez) ist ein historischer Roman aus der französischen Revolutionszeit, während welcher Belgien von den Patrioten überschwemmt wurde. Es ist meines Wissens der erste Versuch eines naturalistischen Romans mit historischer Unterlage, und insofern ist derselbe jedenfalls merkwürdig, aber er hält meiner Ansicht nach in keiner Hinsicht den Vergleich mit der Nouvelle Carthage und mit Kees Doorik aus.

Eekhoud hat augenblicklich noch einige weitere Werke in Vorbereitung, unter anderen „Lettres pour les Illettrés“ und „Cycle Patibulaire“, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er die realistische Literatur mit noch mehr als einem Meisterwerk bereichern wird.

*

Nach diesen allgemeinen Notizen über den Verfasser will ich noch einige Bemerkungen über den vorliegenden Roman Kees Doorik im besondern machen.

Kees Doorik ist die Geschichte eines Knechtes. „Mein Gott!“ wird mancher Leser hiebei denken, „wie soll man einer solchen Geschichte irgend einen Reiz abgewinnen können?“ Allerdings kann man das Leben eines Knechtes nicht mit einer Ohnetschen Salonidylle vergleichen, aber nach der Lektüre vorliegenden Romans wird man davon überzeugt sein, daß auch über der Existenz eines Knechtes eine eigenartige Poesie ausgebreitet sein kann. Dieses Werk ist allerdings durch und durch realistisch, aber es hält sich doch von jeder cynischen Uebertreibung fern, und es ist vor allem ein Buch, das wahr ist. Ja, von der ersten Seite bis zur letzten findet man nichts darin, was unwahrscheinlich oder gar unmöglich

wäre; alles ist beobachtet oder der Natur abgelauscht worden.

Die Geschichte Kees Doorits ist eigentlich ganz einfach. Er war ein Findelkind, das schon in zartem Alter von dem Waisenhause in Antwerpen, wo er auferzogen worden, zu einem reichen, aber geizigen Bauern aus Dinghelaar Namens Nelis Cramp, dem Besitzer des „Weißhofes", in Dienst kam. Der Junge war schwächlich, und kein Mensch dachte, er könne es lange beim Meister Cramp aushalten. Die Landluft und die herbe Kost, wie auch die vielen körperlichen Uebungen stärkten jedoch den kleinen Doorik, und mit den Jahren wuchs er zu einem tüchtigen Burschen heran. Das Landleben gefiel ihm, er hing mit Liebe an der Erde, die er bebauen half, und er sehnte sich selbst nach einem Stück Land. Inzwischen hatte sein Meister, obschon bereits hochbetagt, noch ein junges Mädchen aus der Campine, Annemie Andries, geheiratet, aber er starb schon nach ein paar Jahren. Die junge Witwe Annemie war nun alleinige Herrin des Weißhofes, und Kees, ein starker, junger Mann, verliebte sich in dieselbe und träumte davon, eines Tages seine Meisterin heiraten und Herr des Hofes werden zu können. Annemie, ein sinnliches, üppiges Weib, schätzte den Knecht zwar als einen

vortrefflichen Arbeiter, aber da er ein Findelkind war und keinen Familiennamen hatte, unterdrückte sie die Neigung, die sie selbst nach dem rüstigen Burschen hinzog. Sie lernte bald darauf einen verlaufenen Kerl, Jürgen Faas, den Sohn eines reichen Bauern aus Beirendrecht, kennen, und auf der Pütter Kirmes ließ sie sich von demselben verführen. Sie fand bald darauf einen Vorwand, um Kees Doorik von ihrem Hofe zu entfernen, und sie ließ Jürgen Faas, der als Taugenichts in meilenweiter Umgebung bekannt war, der aber ihr zu liebe sich zu bessern versprach, wenn er auch nur als Knecht auf dem Weißhofe bleiben könnte, an ihres Meisterknechts Stelle treten. Kees Doorik trat beim Bürgermeister Flüp Sap, dessen Tochter Bella eine geheime Neigung zu ihm gefaßt hatte, in Dienst. Einige Monate später fand das Fest der „Gänseritter" in Dinghelaar statt, und nachdem die Burschen aus dem Dorfe den ganzen Tag über gezecht hatten, geriet Kees noch spät in der Nacht infolge der beständigen Zänkereien Jürgens mit diesem in Streit; sie gingen allein hinaus aufs Feld, und nach wechselndem Kampfe gelang es Jürgen, sein Messer aus der Tasche zu ziehen, aber Kees, der das bemerkt hatte, nahm ihm dasselbe ab und stieß es ihm in den Leib, bis daß der Beirendrechter sich

nicht mehr rührte. Doorik kehrte nach dem Weißhof zurück und warf sich, von Schlaf und Müdigkeit überwältigt, in der Scheune aufs Heu nieder. Es war eine tragische Scene am andern Morgen, als Annemie statt Jürgens ihren früheren Knecht wiedersah, während schon das ganze Dorf auf den Beinen war, nachdem man die furchtbar verstümmelte Leiche Jürgens aufgefunden hatte. Die Gendarmen führten den Mörder fort, und mit gebrochenem Herzen schaute Annemie ihm nach . . .

Das ist der Schluß des Buches; die weitere Erzählung des Ausgangs wäre ja doch überflüssig.

Die Geschehnisse in dem Roman sind also (wie überhaupt in den meisten realistischen Romanen) an und für sich einfach, aber der Reiz derselben liegt eben in der Naturwahrheit des Erzählten und des Geschilderten.

Eine herbe, rauhe Luft weht durch dieses Buch. All die verschiedenen Scenen tragen eine eigene Lokalfarbe an sich und machen den Roman zu einem Gemälde, das in keine andere Landschaft verlegt werden könnte. Es ist ein Sittenroman, und schon deshalb darf man keine spannenden Komplikationen erwarten. Die Erzählung geht langsam vor sich und wird zum Beispiel im ersten Teile durch mehrere Kapitel unter-

brochen, in denen die frühere Geschichte des Knechtes erzählt wird. Die zwei letzten Teile: „Die Kirmes zu Pütte“ und „Die Gänseritter“ sind eigentlich nur zwei große Bilder. Der zweite Teil ist eine typische Beschreibung einer holländisch-belgischen Kirmes mit ihren Eß- und Saufgelagen und populären Belustigungen, die in dem trefflichen kleinen Gemälde Rubens' (im Louvre), eine vlämische Kirmes darstellend, eine treffliche Illustration finden würden. Der dritte und letzte Teil beschreibt das Fest der sogenannten Gänseritter, ein barbarisches Vergnügen, das die Bauernjungen aus Dinghelaar sich jedes Jahr erlauben. Mitten im Dorfe wird eine Gans, mit dem Kopf nach unten, an eine Art Galgen gehängt, und die Bauernlümmel reiten dann auf ihren schweren Ackerpferden so lange unter derselben hindurch, bis es einem derselben gelingt, den Kopf der Gans abzureißen. Zu diesem groben, stupiden Karneval bildet der Kampf Dooriks und Jürgens, sowie die Verhaftung des Mörders am darauffolgenden Morgen ein Nachspiel von packender Tragik.

Ich will nicht näher auf die originellen Gestalten des Romans, deren vlämische Namen, fast alle einsilbig, anfänglich ein wenig befremdend wirken (die Vornamen sind größtenteils Abkürzungen, wie

Chiel = Michel, Rik = Hendrik, Heinrich, Nelis = Kornelius, Pier = Peter und so weiter) eingehen, aber ich möchte doch noch darauf hinweisen, daß dem Roman eigentlich eine tiefe symbolische Bedeutung zu Grunde liegt, und zwar dieselbe, die Emile Zola vor Augen schwebte, als er sein großes naturalistisches Gemälde „La Terre“ entwarf. Es ist die Anhänglichkeit des Bauern an die Erde. Doorik, der eigentlich ein Fremdling ist, will nämlich Bauer werden, sobald er das Land gesehen, und er verliebt sich in die Erde. Diese ist seine erste Maitresse, schon ehe er Gelüste nach der jungen Witwe empfindet; Annemie macht den jungen Knecht von seiner leidenschaftlichen Begierde nach eigenem Grund und Boden abwendig, und die Erde ist es, die sich rächt.

Auch in dem wuchtigen Werke von Richepin: „Le Cadet“ findet sich dieselbe Idee, die Eekhoud an mehreren Stellen seines Romans, besonders im ersten Teile, ausspricht. Es sei aber bemerkt, daß die beiden Werke Zolas und Richepins erst mehrere Jahre nach Kees Doorik erschienen sind.

Eekhoud ist nämlich kein Nachahmer; er ist originell durch und durch. Er verschmäht alle künstlichen Zugmittel. Für ihn ist das Packende und Spannende Nebensache. Er beobachtet und schildert.

Er weiß stimmungsvolle Bilder zu entwerfen, wie auch Scenen von realistischer Grausamkeit zu fixiren; er bleibt in einem Worte immer naturwahr, und das mag wohl auch der Grund sein, weshalb ein französischer Kritiker sagt, er habe im allgemeinen pessimistische Tendenzen.

Ich möchte mein Urteil über das vorliegende Werk zusammenfassen in den Worten: Kees Doorik ist einer von jenen modernen Romanen, bei deren Lektüre man eine wirkliche Genugthuung empfindet, weil es ein Kunstwerk ist, das den Stempel der Originalität trägt — das erste durch und durch realistische Werk eines Dichters und Schriftstellers, der abseits von der großen Heerstraße seine eigenen Wege geht und sich wenig um den Beifall der Menge kümmert.

Luxemburg, 1892.

Der Uebersetzer.

Meinem Freunde

Camille Lemonnier

widme ich diese Bauernstudie aus dem Zwischen-Polder und der Campine, meinem Lieblingsgebiete.

Erinnerst Du Dich noch, teurer Kamerad, an den Eindruck, den wir an jenem Oktoberabend empfanden, als wir oben auf dem Damme am Ende des Dorfes Hoevenen die grünliche, düstere Ebene betrachteten, die sich unter dem Rieselnebel der Abenddämmerung weithin ausdehnte und in der die Pachthöfe zerstreut lagen? Wir hörten in unserer Nähe das langgedehnte klagende Brüllen der Wiederkäuer, die auf das Futter warteten, und das Bellen eines Wachthundes, der unsere unbeweglichen Gestalten oben auf dem Hügel bemerken mochte und der an seiner Kette riß. Bald ertönten die neun Glockenschläge des Angelus vom schieferbedeckten Turme, während zu unseren Füßen auf dem holperigen Wege ein Wagen heran-

kam, auf dem ein Fuhrmann verkehrt saß und die Beine nach außen hängen ließ. Hörst Du noch, Du, dessen Worte die Töne wiedergeben, die die gewöhnliche Sprache der Musik nicht auszudrücken vermag, wie dieser grobe Bauer seine kotbedeckten Holzschuhe aneinander stieß und ein kreischendes, langgezogenes „Hiüh!“ zwischen den Zähnen hervorstieß, während er seinem schweren Ackerpferde einen harten Hieb mit der Peitsche versetzte und gleich darauf mit dumpfer, hohler Stimme uns einen „goeden avond“ („Guten Abend“) wünschte? Das Pferd schlug eine andere Richtung ein, die Achse knarrte und das Gespann verschwand hinter dem Kirchhof.

Den Ton, den dieser rauhe Erdenwinkel an jenem Abend von sich gab, versuchte ich in all seiner Herbheit auf diesen Seiten wiederzugeben, wo die Phantasie nur eingreift, um die erdrückenden Wirklichkeiten zu verbinden.

Georges Eekhoud.

Erster Teil.

Der Weißhof.

I.

Schon waren es sieben Monate und sechs Tage, seitdem der alte Nelis Cramp, der Besitzer des Weißhofes, seinen letzten langen Schlaf in dem trefflichen eichenen Sarge schlief, für den Annemie, seine junge Witwe, zwanzig Gulden dem Dorfschreiner Pier Guda bezahlt hatte.

An einem schwülen Augustabende stand Annemie im Hofe, als man das Getreide hereinbrachte. Den ganzen Tag über hatte die Sonne gleichsam schmollend hinter großen weißen und grauen Wolken geschienen.

Schon vor Tagesanbruch war die Herrin auf den Beinen gewesen und hatte Kees, den Meisterknecht, mit einigen Schnittern, die nur auf einige Zeit im Dienste waren, hinausgeschickt, um das Getreide aus dem Stücke zu holen, das eine Stunde vom Hofe im Polder von Ylwaal, nahe bei der Schelde, lag.

Mit der Arbeit war es schnell gegangen. Drei Fuhren hatten genügt, um die Schober aufzuladen, und jetzt kam der letzte Wagen, den Kees selbst führte, nach Hause.

Der Bursche, der flink wie ein Füllen war, sprang auf den Wagen und warf die aufgehäuften Garben herunter, indem er deren jedesmal zehn zählte. Unten standen die Schnitter in der Reihe und fingen dieselben mit ihren Gabeln auf und warfen sie weiter bis zu dem, der am nächsten bei der Scheune stand.

Der starke Körper von Kees warf einen schwarzen Schatten auf die Mauer der Scheune, die von dem roten Schein der Abendsonne glänzte. Die Bäuerin Annemie freute es, dem Arbeiter in seinen verschiedenen Stellungen zu folgen. Er bückte sich, richtete sich wieder auf und bewegte dabei die Arme, und diese Uebung machte auf die sanguinische Meisterin fast denselben bezaubernden Eindruck, den man beim Anblick gewisser Tänze empfindet. Müde und entnervt versenkte sie sich in die Betrachtung der körperlichen Thätigkeit dieses ergebenen und wohlgestalteten jungen Burschen, und der Gedanke, daß dieser stolze Kerl für sie und den Weißhof arbeite, verdoppelte das Vergnügen, mit dem sie ihm zusah.

Aus dem Stalle, der an das Haus stieß, kamen warme Ausdünstungen, die wegen der gewitterschwan=

geren Luft lange im Innern blieben und sich nur langsam nach außen hin mit dem lebhafteren Geruch des Pferdestalles, dem wohlriechenden Heu- und Getreideduft, der aus der Scheune kam, vermischten. Aus der erwärmten Erde erhob sich ein schwefel- und ozonartiger Dunst, wie ein brandiger Geruch von elektrischen Zusammenstößen.

Die umzäunten Gärten, die mit Sträuchern und üppig blühenden Blumen bepflanzt waren, wie die Bauern sie lieben, als Theerosen, niedrige Nelken, Levkojen und Kamillen, hauchten ihre herben Düfte aus, und in dem Obstgarten gaben die noch grünen, beschädigten Früchte säuerliche Gerüche von sich.

Im Stalle gluckſten die Hühner auf ihren Stangen. Die Kühe, die mit vollem Magen da lagen, brüllten dumpf vor sich hin. Das einzige Geräusch, das man in der Ferne noch hörte, war das schrille Zirpen der Grillen oder das Quaken der Frösche am Rande der vertrockneten Gräben.

Janneke, der Kuhhirt, der Neffe der Meisterin, ein verschmitzter Bube, hatte, so gut er eben konnte, die beiden starken holländischen Pferde ausgespannt, deren runder Rücken und deren Flähmen glänzten wie die Kasserolen des Weißhofes. Janneke führte sie zu den anderen drei Paaren, die schon den Hafer zermalmten.

Das angenehme Geräusch dieser Kinnladen machte die zuletzt gekommenen Pferde ungeduldig, und der Junge hatte Mühe, sie zurückzuhalten. Während er ihnen ganz gemütlich die Halfter abnahm, fluchte er wie ein Erwachsener und schrie: „Haarüh! Hahütt!“

Die müden Schnitter schwiegen. Nur Kees, der geweckter war, trällerte ein paar Verse von Jak Corepain, dem Musikanten, vor sich hin:

„Kommt ihr Freunde noch einmal
Mit der Maid
Ueber die Heid'“ . . .

Nur hie und da hörte er auf, um seine Kameraden anzufeuern:

„Hallo, Du, Schielhans, mach voran! — Hopsa, aufgefangen, Dirk Pap! — Jan, gib acht, daß ich Dich noch einmal erwische, wenn Du auf die Pferde loshaust. Verfluchter Kerl! — Nur drauf, nur drauf, Bast, rechts ist noch Platz, hinter der Thüre. — He, Meisterin, was sagen Sie dazu?“

Annemie, direkt angeredet, erwachte aus ihren Träumereien.

„Ja, ihr seid wirklich tüchtige Kerle,“ sagte sie, „und ihr schafft, was ihr könnt. Paulke wird euch aber auch ein gutes Gläschen bringen.“

Paulke, die dicke rothaarige Magd, hatte eben

einen großen kupfernen Kessel an dem Haken über dem Herde aufgehängt, und sie begab sich darauf in das Vordergemach und brachte einen kleinen Krug und ein Glas heraus.

Sobald die letzte Garbe in der Tenne lag, rollte Janneke den Wagen unter den Schuppen. Kees legte die Geräte zusammen in eine Ecke und schloß die Scheuerthüre.

Paulke wartete auf die Arbeiter. Kees ließ sie herbeikommen, und mit dem Glase in der Hand wandte er sich an die Meisterin.

„Gesundheit, Meisterin!" sagte er und leerte das Glas in einem Zuge. Dann gab er es der Magd zurück, und die Arbeiter tranken in der Runde. Sie waren in Hemdärmeln, und unter dem ungebleichten Linnen oder dem roten Flanell sah man ihre fleischige Brust, auf welcher der Schweiß in Tropfen herablief. Es waren lauter starke Kerle mit stämmigen Hälsen und breiten Rücken. Ihre vollen Gesichter mit einem dicken, zufriedenen Munde und porzellanblauen Augen waren ganz von der Sonne gebräunt. Sie sprachen unter sich nur mit einzelnen hingeworfenen Silben, und wenn sie lachten, sah man zwei Reihen Zähne, so weiß und so solid, wie das Gebiß eines jungen Löwen.

Die Herrin stand noch immer da und betrachtete sie mit überlegener Miene. Ohne sich um das herabsehende Wesen derselben zu kümmern, zankten die Arbeiter mit der dicken Paulke und zwickten sie heimlich, während das häßliche Geschöpf ihnen noch ein Glas Genever (Wachholderbranntwein) einschenkte.

Die Augen der jungen Witwe kehrten wieder, wie unwiderstehlich angezogen, auf Kees Doorik, den Meisterknecht zurück. Sein Benehmen war doch ein anderes, als das jener plumpen Kerle, die nur mit Speck, Kartoffeln und Buttermilch gefüttert wurden. Es war mehr Intelligenz in diesem weniger pausbäckigen Gesichte, in diesen schwarzen Augen, in dieser leicht gekrümmten Nase mit ihren beweglichen Flügeln und in den Falten dieses ernsten Mundes. Aber was in diesem Lande, wo die blonden und braunen Haare vorherrschen, am meisten bei Kees Doorik hervorstach, das waren seine tiefschwarzen Haare, die in widerspenstigen Locken über die Stirne herabhingen.

II.

Der Direktor des Findelhauses in Antwerpen hätte in diesem baumstarken Bauernjungen den kleinen, schwächlichen Knaben nicht wiedererkannt, den er vor zehn Jahren dem Gutsbesitzer Nelis Cramp anvertraut hatte.

Obschon es schon lange her war, so erinnerte Kees Doorik sich doch noch der Scene seines Abschieds aus dem Findelhause. In dem dunklen Sprechzimmer, in welchem ein muffiger Geruch herrschte und das mit sechs gepolsterten Stühlen und einem Tisch von Mahagoni möblirt war, in diesem klosterartigen Zimmer mit seinem Christus- und Muttergottesbilde und dem großen Kruzifix von Ebenholz und Elfenbein, das auf einem alten spanischen Kamine wie auf einem Kalvarienberge sich erhob, — in diesem Zimmer hatte man eines Tages den vom Waisenhausarzte aufgegebenen Jungen dem Bauer vorgeführt.

Manchmal geschieht es, daß das städtische Wohlthätigkeitsbureau diejenigen Knaben, welche nicht mehr im Spitale bleiben können, als Hausknechte oder als Lehrlinge aufs Land schickt. Die Leute, zu denen diese armen Kinder kommen, haben ein Recht auf die unentgeltliche Arbeit ihrer Pflegekinder und erhalten außerdem noch eine Entschädigung.

Nelis Cramp war zu gescheit, als daß er die Vorteile, welche dieser Gebrauch der offiziellen Wohlthätigkeit den armen oder geizigen Bauern gewährt, nicht zu verwerten gesucht hätte. Er war nämlich ein knickmäuseriger Mensch, und wenn er nicht gleich sein Vorhaben ausführte, so kam das daher, daß sein Stolz ihm gewisse Bedenken einflößte. Was würde man wohl in Dinghelaar, diesem neidischen und geschwätzigen Dorfe gesagt haben, wenn Nelis Cramp, der wohlhabende Besitzer des Weißhofes, auf die ehrlichen Dienste eines starken jungen Mannes vom Lande verzichten würde, um die schwächlichen Arme eines Tropfs aus der Stadt auszubeuten? Was würde man sich darüber aufhalten und sich ärgern! Nachdem er es aber mit allen Parias und allen Landläufern aus der Umgebung probirt hatte, die hungriger von ihm fortliefen, als sie gekommen waren, wenn er sie nicht selbst fortjagte, weil er die paar

Sous und das harte Stück Brot, das er ihnen gab, noch zu teuer für ihre Arbeit fand, beschloß er, eines von jenen verworfenen Waisenkindern zu dingen, selbst wenn seine Knickerei ihm sein letztes Ansehen im Lande nehmen sollte.

Nelis dachte, er würde den Jungen nicht bloß wie einen Erwachsenen zum Arbeiten anhalten, sondern er könne auch noch die von den guten städtischen Philanthropen ausgesetzte Pension in die Tasche stecken.

„Hier ist der Kleine!“ sagte der Direktor, indem er Kees bis vor die Beine des knauserigen Bauers stieß.

„Pöh! Ein gebrechliches Ding!“ murmelte Cramp, indem er den Jungen hin und her drehte und dessen Arme und Schenkel betastete, wie wenn er ein Huhn in der Hand gehabt hätte.

„Auf dem Lande wird er sich schon wieder erholen, das Gerippe ist noch gut,“ erwiderte der Direktor.

„Nun, gerade so gut könnte das Fieber im Polder ihm den letzten Stoß versetzen,“ entgegnete Meister Cramp. „Und wer wird in diesem Falle den Sarg und das Begräbnis bezahlen?“ fügte er hinzu. „Sie wissen, Mynheer (mein Herr), wir haben schon mehr als einen dieser Vögel beherbergt. Kaum sind sie im Hause, knik! dann ist's vorbei mit ihnen. Und sie

haben nicht einmal genug, um in ihre letzte Wohnung gebracht zu werden. Fragen Sie nur Lamme Stevens, er wird Ihnen schon erzählen, was ihm geschehen ist."

„Sie irren sich, Lamme wurde entschädigt."

„Schon möglich, aber ich lasse mich nicht darauf ein. Ich werde vorsichtiger sein; ich verlange eine bestimmte Summe als Garantie. Und besonders, wenn ich mir dieses Schäfchen auf den Hals lade."

Dabei befühlte der unbarmherzige Tölpel von neuem die armseligen Muskeln des Vögelchens, das sich willig untersuchen ließ, indem es seine großen schwarzen, fieberhaften Augen voller Melancholie auf den Bauernlümmel richtete.

Die Bedenken des vorsichtigen Nelis Cramp waren in Wirklichkeit nicht ohne Grund — Meister Kees war ein ärmliches, kleines Männchen. Man hatte ihn am Korneliustage auf der Straße gefunden, und deshalb hatte man ihn Kees*) genannt. Wegen seines schwächlichen Aussehens gab man ihm den andern Namen, der seinen Familiennamen ersetzte: Doorik, verdorben aus Dooden Rik oder Doeijen Rik, was in der Antwerpener Mundart Heinrich der Tote oder der Tod bedeutet.

*) Kees, Diminutiv von Kornelius.

Der Direktor erzählte Cramp diese Einzelheiten, die der pfiffige Bauer mit zerstreuter Miene anhörte, indem er fortfuhr, mit seinen knochigen Fingern die lebende Ware zu betasten.

Seither, wenn Kees wieder an jenen denkwürdigen Tag dachte, erinnerte er sich noch ganz genau, wie Nelis Cramp damals aussah. Er war ein Mann von fünfundfünfzig Jahren, ein kleiner, dicker Keucher, zahnlückig, gallsüchtig, eingeschrumpft wie eine Mispel, mit triefenden Augen, einer boshaft lächelnden Wurstlippe und einer Plattnase. Seine mit Grau untermischten, schmierigen Haare klebten an seinen Schläfen, und an seinen haarigen Ohren hing ein Paar silberner Ringe als Schutzmittel für die Augen. Unter seinen abgeriebenen Augenbrauen, die in der Mitte aneinanderkamen, schienen seine grauen Augensterne zu schlafen, wie stehende Pfützen zwischen Gestrüpp.

Cramp hörte bloß auf, über das armselige Aussehen des Waisenknaben zu lamentiren, um starke Züge aus einer kurzen, schwarzen und saftigen irdenen Pfeife zu ziehen, die mit einem durchlöcherten Deckel aus Kupfer bedeckt war, oder um in das Spuckkästchen zu speien.

Doch der Direktor drängte an ihm:

„Er kann schon lesen. Er ist sanft wie ein Lamm und folgsam wie ein Hund. Nun ja, wie viel verlangen Sie für den Jungen?"

Die moralischen Eigenschaften Kees' ließen den positiven Bauer ziemlich kalt. Er erfuhr mit mehr Interesse, daß der Kleine wenig Appetit hatte, und sobald er das wußte, ließ er in Bezug auf die Entschädigung mit sich reden.

Der Direktor, der an diesen Handel gewöhnt war, verlor die Geduld nicht so leicht und wehrte sich Schritt für Schritt.

„Sagen wir zehn Stüver*) per Tag," meinte Nelis.

„Fünf, Bauer, fünf, mein Bester, seien wir verständig."

„Nein, zehn, oder ich geb' den Handel auf."

Der Direktor mußte nachgeben und er ging zu anderen Artikeln über.

Nelis Cramp, dem seine dunkle Ahnung nicht aus dem Sinn kam, verlangte noch eine vom Direktor unterzeichnete Schrift, welche festsetzte, daß, falls der junge Knecht sterben würde, die Beerdigungskosten dem Spital zur Last fallen sollten.

„Topp!"

*) Stüver oder Stüber = ein Sou (vier Pfennige).

Die beiden schlugen sich in die Hände, wie die Viehhändler, wenn sie einen Handel abgeschlossen haben, und auf einen Wink des Verkäufers lief Kees sein Bündel holen, das man schon am Vorabende zurechtgemacht hatte.

Als er wieder hereinkam, hatte er die Uniform des Hauses abgelegt und an dessen Stelle ein einfaches Bauernkostüm angezogen: eine Hose von jenem dicken braunen Sammet mit Streifen, der in Flandern „Dimitte" genannt wird, einen blauen Kittel, Holzschuhe und eine hohe puffige Seidenmütze. Nach einer Ermahnung, die der Direktor so väterlich als möglich zu halten suchte, indem er besonders die Gesellschaft lobte, welche für die Verlassenen so gut ist, nahm der Bauer seinen Rekruten in Besitz.

Die große klosterartige Thüre schloß sich hinter dem Kinde und seinem neuen Pflegevater. Sie gingen da, das Händchen des Kleinen in der Faust des Panduren.

Nelis Cramp machte große Schritte, indem er die eine Hand auf seinen Knüttel aus Mispelholz stützte, und Kees, der nicht gewohnt war, in Holzschuhen zu gehen, trabte neben ihm her oder kam zuweilen auch nachgehinkt. Der Alte öffnete den Mund nur, um ihn schon gleich mit Flüchen anzutreiben.

Es war an einem Markttage. Das Pflaster des großen Platzes, der von den Gemüsegärtnern eingenommen war, verschwand unter den Gestellen und den Hürden voll von bunten Gemüsearten, die in der Julisonne den erfrischenden Geruch der erst kurz aus der Erde gerissenen Kräuter verbreitete. Die Bäuerinnen von männlichem Wuchse, hochfarbig, das Gesicht versteckt unter den tiefen, cylindrischen Hüten, zogen die Bürgersfrauen mit einer Menge freundlicher Worte an, um gleich darauf dieselben zu beschimpfen, wenn sie die Waren zu genau besahen. Und da hieß es denn: „Guten Tag, meine liebe, kleine Dame!“ und gleich darauf wieder: „Seien Sie nur ruhig, man wird Ihnen diese Kohlköpfe schenken. Vergessen Sie aber nicht, Ihre Adresse hier zu lassen, damit man Ihnen sie schicken kann.“

Längs den Trottoirs standen vor den Gasthäusern grün angestrichene Karren mit einem weißen Tuche überspannt. Das Wiehern der Hengste vermischte sich mit dem Geschrei der Gemüsehändlerinnen und dem Bellen der angespannten Hunde.

Die Bauersleute redeten einander an, und wenn sie sich gut kannten, versetzten sie sich einen Klaps auf die Schulter. Und dann sah man die runden Rücken unter den Vorhallen der altehrwürdigen Ge-

bäude am Marktplatze, die in Wirtschaften umgewandelt worden waren, verschwinden. Von draußen aber hörte man durch die geöffneten Fenster die Trinker mit lautem Lärm das Ergebnis des Marktes ausrechnen.

Kees hatte nie einem derartigen Schauspiel beigewohnt. Von seinem Meister nachgezogen, hatte er alle Mühe der Welt, durch diese hastige Menge von starken, plumpen Kerlen zu dringen, deren schwere Holzschuhe die seinigen zu zerdrücken drohten. Jeden Augenblick stolperte er über die Waren, zertrat eine Möhre oder beschädigte einen Salatkopf und zog sich dann einen Hagel von Schimpfwörtern seitens der reizbaren Gemüsehändlerinnen zu.

Im Vorbeigehen wünschte Nelis Cramp bald hier, bald dort ganz wegwerfend einen „guten Tag" und ging den lustigen Brüdern aus seinem Dorfe aus dem Wege, um nicht gezwungen zu sein, mit ihnen eins zu trinken. In einem Gäßchen hinter dem Stadthause näherte er sich einem Karren, während er einen Stallknecht aus dem Gasthause anredete und ihm, allerdings nicht ohne ein saures Gesicht zu machen, einen „Kapper" (ein Viertelliter Bier) bezahlte. Er selbst bestellte sich auch einen „Kapper" und ließ sogar den kleinen Kees die Lippen daran setzen. Dann

machte er sich daran, seinen Klepper anzuspannen, wobei der Junge ihm schon behilflich war.

Hiermit fertig, nahm Nelis Cramp die Leine und die Peitsche, ließ Kees sich auch auf die Bank setzen, und dann gings: klick, klack! und der Karren rollte durch die Handelsviertel der Stadt.

Unterwegs hielt man vor dem Geschäftsbureau an, das im Erdgeschoß eines jahrhundertealten Gebäudes lag, welches ehemals einem Adeligen gehört haben mußte. Durch das Hauptthor, welches auf einem kupfernen Schilde den Namen einer bekannten Firma zeigte, ging der Bauer entschlossen hinein, nachdem er Kees die Obhut des Gespannes anvertraut hatte. Nelis Cramp wollte sich nämlich als Landwirt den Kornhändlern für die baldige Ernte empfehlen. Was mußte er, ein einfacher Bauer aus dem Polder, diesem verschmitzten Antwerpener Spekulanten schön zu reden wissen. Man hätte sehen sollen, wie der alte Fuchs mit strahlender, spöttischer Miene aus diesem ernsten Comptoir kam und wie er sich die knorrigen Hände rieb.

Er wurde dabei beinahe wohlwollend für den armen Jungen, der nunmehr unter seiner Fuchtel stand.

„Nun ja, vorwärts, Kleiner," sagte er, indem er

wieder zu ihm hinaufstieg. „Man wird heute noch ein Stück Brot für Dich verdienen. Es werden wieder die Signors*) sein, welche Dein Abendessen bezahlen."

Inzwischen waren mehrere Stunden des Vormittags vergangen, und schon war der Nachmittag ziemlich vorgerückt, als nach einer letzten Station der Wagen in das Seeviertel hineinfuhr, so schnell, als die zahlreichen Last- und Blockwagen es nur gestatteten.

Ein starker Geruch von allen möglichen Meersachen, von Seegras, Muscheln und so weiter, ein dumpfiger, verdorbener Geruch, harzige Ausdünstungen, ein Gestank von Tierhäuten und Guano, all das untermischte sich mit der salzdurchtränkten Luft, die von der Schelde herkam.

Aus den Bassins erhoben sich in gedrängten Reihen, wie die Stämme eines Urwaldes, Hunderte von Masten mit ihrer Segelbekleidung und dem blühenden Schmuck vielfarbiger Fahnen.

Man kam an die Wälle, machte sich durch ein Schlupfthor der Festungsmauer hindurch, fuhr über die Brücken, welche über den Gräben und den Kanal gebaut sind, durch den die schwarzen, nie-

*) Signor, vom spanischen sennor, Herr. Die Bauern aus der Umgebung von Antwerpen bezeichnen mit diesem Spottnamen die Bewohner der Stadt.

drigen Barken aus den wallonischen Gegenden kommen; dann fuhr man zwischen zwei Reihen weißer, niedriger Häuser hindurch und kam an einer freundlichen Kirche, der der Vorstadt Merxem, vorbei. Endlich rollte der Wagen übers Feld.

Nicht ein Detail dieser Reise an einem hellen Junitage hatte Kees vergessen. Er sah noch oft vor seinen Augen die lange Landstraße von Bergen-op-Zoom, besetzt mit dichtbelaubten Buchen, in denen man jeden leisen Windhauch bemerkte, der wie eine Reihe mutwilliger Vögel sich von Ast zu Ast zu folgen schien.

Jeden Augenblick genoß man eine andere Aussicht. Hier führte die Straße durch Tannenpflanzungen und durchschnitt die Heide inmitten von Wachholderhecken und anderem Gesträuch; etwas weiter legte die Aussicht plötzlich diesen melancholischen Reiz ab, und man kam an modernen Schlössern vorbei, deren helle Mauern aus dem Laube von hundertjährigen Gebüschen hervorstachen. Andere von diesen Villen waren am Ende eines Seitenweges hinter einem Ulmenwald oder einem Vorhang von Linden verborgen. Manchmal erhoben sie sich ganz allein unter dem Himmel, mitten auf ungeheuren Rasenplätzen, die dicht am Boden abgemäht waren, oder sie badeten sich in schlängelnden Gewässern, auf

denen zwischen Inseln von Wasserrosen ein paar Schwäne oder ganze Scharen von Enten sich herumtrieben.

Und wiederum, als man an dem kleinen, anmutigen Weiler Donck und dessen aus Backsteinen gebauter Mühle, deren braune Flügel an jenem Abende ruhten, vorbei war, fand man Gestrüpp und Gebüsch, und dann bebautes Feld, Brachland und Kornäcker, sowie Wiesen, aus denen schon das Aroma der Heuernte sich verbreitete, und Schläge, in denen der Luzerner Klee gerade frisch gemäht war. In der Ferne stach am bläulichen Horizont ein spitzer Kirchturm, der von Cappellen, hervor.

Der Eindruck war besonders nachhaltig, als sie an Cappellen auf der rechten Seite vorbei waren und in der Gegend des Polders nach Dinghelaar hinfuhren.

Die Sonne, die eben hinter dem Damm verschwinden sollte, berührte noch mit ihren letzten Strahlen die höchsten Aehren. Aus dem Boden schien ein flüchtiger Dunst sich zu erheben, in welchem lange Reihen von Mücken tanzten, und die gelben Kornfelder nahmen einen sanfteren, silbernen Ton an. Die Weidenpflanzungen, die Hecken von abgeköpften Erlen, welche am Rande der Bewässerungs-

kanäle die Ebene durchkreuzten, erschienen schon in einer undeutlichen, nebelhaften Form. Alles schien sich zu verflüchtigen, und man erriet an den feuchten Kosungen des Abendwindes, der von Zeit zu Zeit dieses Aehrenmeer bewegte, daß da unten im Westen, hinter einer zweiten Mauer von Dämmen, die Schelde ihre blonden Wellen dahinrollte.

Kees war von der Landluft und all den Eindrücken wie berauscht, und er gab nur wenig auf die Belehrungen acht, die Nelis Cramp ihm schon im voraus geben zu müssen glaubte. Der alte Geizhals malte das Leben eines Hofknechts in keinem günstigen Lichte. Aber was lag Kees daran? Von jetzt an wollte er vor nichts zurückschrecken. Diese erste Bekanntschaft mit der frischen Luft entschied über seinen Beruf. Er wollte Bauer werden, denn er liebte das Leben auf dem Lande schon, ehe er es kannte, bloß weil er den Boden sah, auf welchem es dahinfließt.

III.

Wie der Direktor des Waisenhauses es vorhergesagt hatte — und gewiß glaubte er nicht, ein so guter Prophet zu sein — besserte die rauhe Luft des Polders das Gerippe von Kees Doorik wieder aus.

Zum großen Erstaunen des knauserigen Nelis Cramp kamen Stärke und Gesundheit dem guten Willen des winzigen Knechtes zu Hilfe. Lange hatten die Leute von Dinghelaar sich über diesen aufgehalten, und manche hatten sein Schicksal bemitleidet, weil sie überzeugt waren, daß dieses arme kleine Pflänzchen aus der Stadt auf dem Weißhofe völlig welken und absterben würde. Desto mehr war die ganze Pfarrei über die rasche Umwandlung des Jungen erstaunt.

Kees arbeitete wie ihrer zwei, schreckte vor nichts zurück und ruhte keine einzige Stunde an den Werktagen. Durch seinen Fleiß verrichtete dieses kleine Männchen seinem Meister mehr Dienste, als die

Arme eines starken Bauernkerls von zwanzig Jahren dem knickmäuserigen Bauer geleistet hätten.

Der Pfarrer und der Lehrer nahmen Interesse an dem geweckten Schwarzkopf, der seinen Katechismus hersagte, ohne zu stottern, und der auch für die Musik Fähigkeit zeigte. Der eine kleidete ihn von Kopf bis zu Fuß am Tage seiner ersten Kommunion, der andere lehrte ihn das Klapphorn blasen und bei der Messe dienen. Deshalb waren die Jungen der Umgegend über diesen Günstling neidisch und warfen ihm heimlich seine Geburt vor. Ihre Tücke zeigte sich nur in versteckten Nergeleien, denn die starken Muskeln des Findelkindes, des „Armenkindes", wie die Wichte ihn nannten, flößten ihnen einigen Respekt ein. Kees ergab sich ganz willig darein und suchte seinen Aerger zu unterdrücken, indem er ruhig weiter arbeitete. Er fand übrigens eine Entschädigung dafür, als der bedeutendste Grundbesitzer des Dorfes, der sich beliebt machen wollte, mit seinem eigenen Gelde einen Musikverein gründete und auf die Empfehlung des Pfarrers und des Schulmeisters das Solohorn dem verstoßenen Jungen anvertraute. Diesmal waren die Neidischen gezwungen, einem so sehr beschützten Rivalen ein freundliches Gesicht zu machen, wenn sie nicht dem Herrn mißfallen wollten.

Inzwischen hielt Nelis Cramp, dem der Junge aus dem Findelhause in so unerwarteter Weise hilfreiche Hand leistete, den Augenblick für gekommen, wo er sich denselben anschließen sollte, und er erklärte den Philanthropen aus der Stadt, er sei bereit, von jetzt an für den Kleinen zu sorgen. Er teilte Kees seine Absicht mit, ihn zu den Pflugknechten zu zählen und ihm nicht bloß wie den Lehrlingen freie Kost und Wohnung zu geben, sondern ihn auch noch wie einen Arbeiter zu bezahlen. Als Kees, der damals etwa fünfzehn Jahre alt war, das hörte, war er fast verblendet. Der Lohn hätte irgend einem andern lächerlich geschienen, aber für den armen Verlassenen war das eine erste Gunstbezeugung des Glücks. Nelis Cramp schien ihm der freigebigste aller Meister zu sein. Er sah ihn in einem ganz andern Lichte als das Dorf, und er liebte ihn wie einen Wohlthäter. Nachdem er wegen seiner Schwächlichkeit von den Orakeln in der Stadt aufgegeben worden war, verdankte er ja auch in Wirklichkeit diesem Bauer das Leben.

Der Schlaukopf verfehlte aber auch nicht, sich dieser Kur, die den Wundern von Hal an die Seite gestellt werden konnte, zu rühmen. Er schlug mit der Hand auf den breiten Rücken des Jungen, indem er zu ihm sagte:

„Siehst Du, Kerl, vor fünf Jahren hätte man Dich noch ganz in Deine Trompete stecken können. In der Stadt wollte man Dich schon begraben. Ich selbst hätte keinen Pfennig auf Deinen Kopf gesetzt. Und sieh, wie Du Deinen Krauskopf jetzt so hoch und so gerade trägst. Diese Backen, diese Schenkel, diese Arme sind hier auf dem Weißhofe bei Nelis Cramp fett geworden."

Obschon die Rolle des Pflegevaters in dieser durch die Uebung, die freie Luft und die Atmosphäre der Ställe hervorgebrachten Umwandlung sehr unbedeutend war, so hatte Nelis Cramp doch recht, sich zu freuen. Zu fünfzehn Jahren stellte Kees Doorik schon einen tüchtigen Burschen dar. Des Sonntags nach der Messe schauten die Frauen mit Wohlgefallen nach dem kleinen Knecht vom Weißhof mit seinem blauleinenen steifen Kittel, der am Halse gefältelt war, seinem weißen Kragen, seiner Mütze, die kokett zur Seite hing, seiner Hose von schwarzem Tuch und besonders seiner roten frischen Farbe, seinem Krauskopf, seinen schwarzen Augen wie die eines Spaniers, eines „Signors".

Außer den Uebungen des Musikvereins „Amicitia", welche Mittwochs stattfanden, hatte Kees wenig Zerstreuungen. Nur an den Festtagen geschah es manch-

mal, daß er nach der Messe in das Wirtshaus „zur Eule“ gegenüber dem Kirchhof ging, welches von Sipido, dem Gehilfen des Totengräbers, gehalten wurde. Während des Nachmittags blieben seine Kameraden überall hängen, denn sie konnten es nun einmal nicht unterlassen, aus einem Wirtshaus in das andere zu gehen, wenn nicht eine Kirmes sie mit ihrem Schatze in eine benachbarte Pfarrei rief.

Gewöhnlich verbrachte Kees den Sonntag allein auf dem Hofe und übte sich auf seinem schönen Horne, das glänzte wie Gold. Seine Zungenstöße und seine Triller lockten manchmal Maulaffen an; diese redeten den unermüdlichen Solisten über die Weißdornhecke an und gingen dann weiter, wenn sie einsahen, daß sie ihn nicht verführen konnten, und sie zuckten die Schulter ob dieser Profanation des trägen Sonntags.

Zuweilen sah Kees sich jedoch als Mitglied der Amicitia gezwungen, eines von den Wirtshäusern zu besuchen, die von anderen Mitgliedern gehalten wurden. Er begleitete dann seine Kameraden, und man endigte immer mit der „Prellschenke“ beim Bürgermeister Flüp Sap, wo die jungen Leute durch das gute Bier und besonders durch die liebenswürdige Tochter aus dem Hause, Bella Sap, angezogen wurden. Bella

war ein blondes Mädchen von zwanzig Jahren, klein und dick, immer lachend, mit hellen Augen, dicken Lippen, vollen Wangen, die ein wenig gefleckt waren, weshalb der Kupferschläger Chiel Dhaenens, einer der Liebhaber Bellas, sagte, die schönsten Früchte seien immer angestochen.

Flüp Sap, der zugleich Bauer und Wirt war, hatte seine Frau verloren, die ihm fünf Kinder hinterließ, von denen drei noch unerwachsen waren. Er übertrug dem ältesten Mädchen Bella die Führung der „Herberge" und der Hauswirtschaft, die Besorgung der Kleinen, während er mit seinem Sohne Tist, der schon groß und stark war, im Hofe oder auf dem Felde arbeitete.

Die Prellschenke war am Ende des Dorfes gelegen, dort, wo die Antwerpener Landstraße und mehrere andere Wege sich kreuzen. Es war eines der besuchtesten Wirtshäuser von Dinghelaar. Die Fuhrleute und die Gemüsehändler verfehlten nie, dort Halt zu machen. Die Gendarmen von dem Grenzposten, die Artilleristen von dem Braßschaeter Polygon fanden immer Zeit, sich ein Gläschen Genever herausbringen zu lassen, ohne abzusteigen, und dabei dem frischen Bauernmädchen einige Komplimente zu machen. An den Samstagen hielten sich die

Maurer und die Erdarbeiter, die aus der Stadt kamen, auch noch in der Prellschenke auf. Staubbedeckt, ihr Handwerkszeug auf der Schulter, mit dem Lohn von sechs Arbeitstagen in der Tasche, prahlerisch und schon angetrunken, zechten sie vor dem Comptoir. Sogar die, welche vom Trunke bösartig und heimtückisch wurden, ließen sich durch den heiteren Humor und die ungekünstelten Entgegnungen des Mädchens entwaffnen und gingen lachend davon.

Am Sonntag kamen die Bauern in der Prellschenke zusammen. Die jungen Burschen, fein herausgeputzt, frisch rasirt, standen der Reihe nach vor den Bierpumpen, welche durch die dicken Arme Bellas beständig in Bewegung gehalten wurden. Weder Spötteleien noch gemeine Späße konnten Bella irre machen. Sie reizte die Possenmacher noch mehr, duldete die gesalzensten Erklärungen und erlaubte sogar irgend einem verwegenen Burschen, sie in die Seite zu kneifen oder ihre kräftigen Armmuskeln zu befühlen, aber sie gab jedem eine schallende Ohrfeige, der es wagte, sie zu küssen oder unter ihrem Halstuch herumzuwühlen.

Auf den Kirmessen zu Dinghelaar und zu Pütte, auf den Festen der Amicitia verfehlte sie nicht einen Tanz; sie ermüdete ihre Begleiter, trank aus allen

Gläsern, die ihr dargeboten wurden, aber im übrigen traute sie den Bauernburschen nicht zu viel. Des Abends, wenn sie nach Hause ging, ließ sie sich von Flüp oder Tist Sap begleiten. Das verhinderte die abgewiesenen Freier und die Betschwestern nicht, Bella eine ganze Reihe kompromittirender Abenteuer zuzuschreiben, und diese Geschichten fanden nach und nach so viel Glauben, daß die meisten Leute die Tochter des Bürgermeisters als ein unüberlegtes und leichtsinniges Mädchen ansahen, wenn sie auch nicht immer ihr Betragen als unanständig bezeichneten. Mehr als ein passender Bewerber hörte auf diese Verleumdungen, die durch die freien Manieren Bellas noch genährt wurden, und verzichtete darauf, eine der reichsten Erbinnen aus der Gegend um ihre Hand zu fragen. Diese verfehlten Verbindungen konnten jedoch der dicken, lustigen Schwester keinen Verdruß machen. Sie ließ die Leute reden und fuhr fort, gut zu essen und zu lachen.

In Wirklichkeit täuschten sich die meisten in Bezug auf dieses runde, offene Mädchen, das unter seinem flatterhaften, ausgelassenen Aeußern den geraden, praktischen Sinn, die Tüchtigkeit, die Sparsamkeit, kurz all die Tugenden barg, welche ein Bauer bei seiner Gefährtin zu finden wünscht.

Flüp Sap, der dicke Bürgermeister, und Tist kannten sie besser, als die anderen Leute. Sie wenigstens wußten, wie viel Arbeit dieses fidele Mädchen verrichtete, das immer ans Tanzen zu denken schien und immer dran war zu spassen, und das nicht im stande zu sein schien, irgend ein vernünftiges Wort zu reden; sie wußten, wie viel gesunde Unterscheidungskraft in diesem angeblichen Windkopfe herrschte.

Zu verschiedenenmalen waren Skandalgerüchte zu Ohren der beiden Männer gekommen. Dann gerieten sie in Zorn, und Tist Sap, ein kräftiger, solider Kerl, suchte nach dem Verleumder, um mit ihm abzurechnen, aber wie es gewöhnlich geschieht, hütete dieser sich wohl, hervorzutreten, und niemand wußte, wo die Gerüchte hergekommen waren.

Nach und nach beruhigten sich Vater und Sohn, da sie beide von Natur aus gutmütig und friedlich waren. Bellas Philosophie trug noch dazu bei.

„Bah!" sagte das Mädchen mehr als einmal, „laß sie nur reden, Vater; ich will mich nicht verheiraten, Du hast mich noch nötig, und ich bin auch zufrieden hier bei Dir."

Bella führte die Bücher des Hofes, bezahlte die Arbeitsleute, verrichtete die Hausarbeiten und fand noch Zeit, dem dicken Bürgermeister seine Arbeit zu

verrichten, die ihm jeden Morgen aus dem Gemeindehause gebracht wurde. Sie war es, die die Briefe beantwortete, die die aufdringlichen Leute und die Vagabunden fortschickte und mit dem Feldhüter beratschlagte. O ja, Flüp Sap kannte sie besser!

Wenn Kees Doorik in die Prellschenke kam, schien Bella ihn nicht von den anderen zu unterscheiden. Sie behandelte ihn mit der ungeschliffenen Vertrautheit eines älteren Kameraden, lachte über seine Eingezogenheit, schüchterte ihn durch lautes Auflachen und durch ungenirte Fragen ein und gab sich den Anschein, als ob sie nicht gehört hätte, was er bestellte, und setzte ihm braunes Bier statt hellem vor oder umgekehrt. Kees empfand vor dem dicken Mädchen einen gewissen Respekt. In ihrer Gegenwart errötete er und stotterte wie ein Rekrut vor dem Exerziermeister. Er ging fast nur gegen seinen Willen in die Prellschenke. Es gab Augenblicke, wo er bei dem Gelächter des jungen Mädchens beinahe Thränen der Scham in die Augen bekam, und wo der helle Blick Bellas wie eine Nadel in seine Augen eindrang.

Kees, schüchtern und unerfahren, wie er war, dachte nicht im entferntesten daran, daß diese Dragonerin schon seit langem eine unbewußte Sympathie für ihn hegte, und daß sie gegenwärtig dieses Gefühl

zu unterdrücken suchte, damit es sich nicht in eine entschiedene Hinneigung umwandeln sollte. Das ehrliche Gesicht und die vorteilhafte Gestalt des kleinen Knechtes vom Weißhof hatte sie bereits gewonnen, aber noch mehr der gute, schmeichelhafte Ruf desselben.

Kees Doorik galt schon als einer der einsichtsvollsten Bauern aus dem Polder, und er that es schon manchem Erwachsenen und sogar manchem alten Mann zuvor. Der würdige Flüp Sap rühmte bei Bella fortwährend den wunderbaren Instinkt und das Genie dieses jungen Burschen. Oft entsprach des Resultat der Einteilung in Schläge auf den Feldern des alten Cramp den Vorhersagungen des Bürgermeisters und anderer Alten nicht. Ein unbewußtes Verständnis ersetzte bei jenem Lehrling die wackelnde Erfahrung der Auguren jener Gegend. Die Erde, voll Dank für diesen rüstigen Arbeiter, der immer mit ihr beschäftigt war, ließ sich alle ihre Geheimnisse von ihm entlocken.

Es ist nicht umsonst, daß man täglich die Kruste der Erde zermalmt, daß man der ewigen Erzeugerin beständig mit seinen muskelstarken Armen zu Hilfe kommt und sie mit dem Tau seines Schweißes erfrischt, daß man ihre Eingeweide mit dem Pflugeisen und der Schar zerreißt, um die Keime der Ernte

darin zu bergen, daß man die Früchte derselben gegen die Launen der Jahreszeiten, das Emporwuchern des nimmersatten Unkrauts, den Zahn der Nagetiere, die Ueberschwemmungen und das Feuer verteidigt, denn dadurch lernt man sie auch als die seinige ansehen, die weite nährende Scholle. Daher kommt es, daß man sogar bei dem niedrigsten Bauern eine hartnäckige Begierde nach einem eigenen Erdenwinkel, nach einem Teile der ertragreichen angeschwemmten Erde findet. Der ganze Zweck seines Lebens besteht in dem Grund, den er bearbeitet. Der Boden ist es, der seinem Besitzer das größte Glück wie auch die bitterste Enttäuschung bereitet. Und Kees begann jetzt auch diese Begierde des Landbewohners zu empfinden. Er dachte schon darüber nach, wie er eines Tages für seine eigene Rechnung diese Brachländer und diese Weiden einteilen konnte, die seine schweren Holzschuhe stampften — denn die Erde verlangt von ihren Liebhabern rauhe Liebkosungen und eine wilde Wollust; sie belohnt nur den, der sie brutal mit Füßen stößt und zerwühlt.

Jener ehrgeizige Wunsch packte Doorik ganz. Er wußte noch nichts vom Weibe; da er noch nicht in dem Alter stand, wo es sich dem Manne aufdrängt, so konnte er noch seinen erst mannbar werdenden

Körper in den ermüdenden Arbeiten des Hofes abmatten. Die durchdringenden Augen und die nervösen Bewegungen Bellas flößten ihm noch Furcht ein.

Und eines Tages, als ganz Dinghelaar sich darüber lustig machte, daß sein Meister sich mit einem blutjungen Mädchen von der Heide verlobt hatte, verstand er nicht, was dieser eheliche Versuch, den Nelis Cramp noch am Abend seines Lebens anstellte, für eine anormale und groteske Idee war.

IV.

Meister Cramp hatte seine Frau aus dem Weiler La Carte bei Calmpthout heimgeführt, wo sie mit ihrem Bruder Wannes Andries wohnte. Dieser war ein dürftiger Pächter, ein „Kuhbauer", wie die Bauern im Polder sagen, die gewöhnlich reich an Pferden sind und daher diejenigen verachten, welche gezwungen sind, ein Stück Rindvieh an den Pflug oder die Egge zu spannen.

Annemie Andries war ein Mädchen, das schon mehr als einem Jungen aus der Umgegend gefallen hatte. Groß, sanguinisch und muskulös, gab sie einen Wohlgeruch üppigster Gesundheit von sich, der lau und berauschend war, wie die Aprildüfte, wenn die Säfte steigen. Sie hatte den Teint einer vlämischen Bäuerin, zugleich rosafarbig und gebräunt, fast wie Rahm, den man mit zerdrückten Erdbeeren und Honig vermischt hätte. Ihre kastanienbraunen Haare waren in zwei Flechten geteilt; ihre Stirn war niedrig, ihre

Nase gerade und breit; ihre hellbraunen Augen hatten einen kühnen Ausdruck; ihr Mund war röter als frisches Blut, ihr Kinn ein wenig eckig und ihr Hals dick. Zwei starke runde Brüste, die sich beständig auf- und abhoben, reichten bis an den Rand ihrer rosafarbenen Jacke, die weit ausgeschnitten war.

Wenn sie sich schnell bewegte, krachten ihre Kleider. Die Aermel zurückgeschürzt, zeigte sie mit der wohlgefälligen Zufriedenheit eines rüstigen Arbeitsmädchens dicke, rote Arme, die durch die rauhen Liebkosungen des Winters und das lange Eintauchen in kaltes Wasser aufgesprungen waren, aber doch noch appetitlich blieben.

Ja, Annemie war üppig schön. Die jungen Kuhhirten von der Heide, die um sie herumliefen, sagten ihr das schon lange in jener pittoresken und brutalen Sprache, die die sinnlichen Gelüste jenes Gesindels ohne Rückhalt ausdrückt. Innerlich fühlte Annemie sich zwar geschmeichelt, aber sie wies alle Anerbietungen lachend zurück, denn ehrgeizig und eigennützig, wie sie war, träumte sie von einer reichen Heirat und wartete auf einen vornehmeren Freier, als jene Hungerleider. Da sie jedoch von einer schwachen und nachgiebigen Natur war, hätte sie sich vielleicht doch einmal von einem geweckten, wohlgestalteten Drescher, dem

allerdings hundert Flegelschläge nur einen Heller einbrachten, bereden lassen, wenn nicht ihr Bruder, der habsüchtiger und vorsichtiger war, auf sie acht gegeben hätte.

Wannes schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß er mit seiner Schwester das Glück der Andries begründen könne. Das junge Blut, dachte er, muß noch anderen Freiern den Kopf verdrehen, als diesen hungrigen Lumpen aus der Campine.

Und wirklich hatte Annemie eines Tages auf der Heimkehr von einem Markte in dem alten Geizhals Nelis Cramp, dem unverbesserlichen Junggesellen, die Lust erregt, sie zur Frau zu nehmen.

Zuerst war sie von diesem Siege nicht allzu sehr erbaut. Der Freier war doch gar zu häßlich. Einen erwachsenen Mann hätte sie noch annehmen wollen, aber so einen alten Kerl! . . . Nein, je zärtlicher er wurde, desto abstoßender kam er ihr vor.

Dennoch wußte Wannes seine Schwester zu überreden. Er sagte, es sei doch besser, sie heirate den alten Geizhals, dann würde sie später, wenn sie noch jung sei, dessen Vermögen erben. Während sie nur zu warten brauche, bis daß der Alte abkratzen würde, wäre sie nicht mehr die arme Annemie, die auf einem Gespann von grindigen Hunden mit Tannenzapfen, Binsenbüschelu und anderen lächerlichen Waren

auf den Markt fahren müsse; sie würde dann die Bäuerin Cramp werden, die Besitzerin des Weißhofes, eines der größten Güter zwischen Eeckern und Santvliet. Um sie zu überzeugen, daß es nicht immer gut ist, wenn Mann und Frau zu gut zusammenpassen, erinnerte Wannes sie an das Beispiel ihrer Eltern, die sie zurückgelassen hatten, ihn, den ältesten, Annemie, die jüngste, und drei andere Kinder (die, Gott sei Dank, der liebe Herrgott zu sich genommen) mit einem Winkel Land, auf dem nur Ginster wuchs, zwei unfruchtbaren Kühen und ihrem Segen als ihrer ganzen Erbschaft. Er brauchte übrigens nur seinen eigenen Fall zu erwähnen: er war Witwer und hatte ein halbes Dutzend Buben von vier bis zwölf Jahren, die zerfetzt und wie eine unheilstiftende Bande sich den ganzen Tag in der Gegend herumtrieben und ihrem Vater nichts als die Protokolle des Feldhüters zuzogen.

Annemie sah schließlich über die Gestalt und das Alter des Zukünftigen hinweg. In seiner Eigenschaft als Familienhaupt war Wannes dafür besorgt, daß in den Kontrakt als Bedingung gesetzt wurde, das ganze Vermögen verbleibe dem überlebenden Ehegatten.

Der Eintritt der jungen Bäuerin auf dem Weißhof brachte anfänglich keine Veränderung in dem

Leben Kees Doorik mit sich. Er befleißigte sich, zwei Herren zu befriedigen, statt nur einen, und das fiel ihm nicht schwer, denn die junge Frau, die von ihrem Manne in die Wirtschaft eingeführt worden, gewöhnte sich daran, sich für die Führung der Geschäfte auf diesen thätigen, ruhigen Gehilfen zu verlassen. Da die Arbeiten den Knecht gewöhnlich nach außen riefen, so sah sie ihn nur während der Mahlzeiten und des Abends, und dann war er immer unterthänig, scheu, fast mürrisch.

Zwei Jahre verstrichen inmitten dieser friedlichen Beziehungen, und aus dem kleinen Jungen wurde ein Mann. Er war eben losen gewesen, und da er das Glück gehabt hatte, nicht mit ausgehoben zu werden, lief er in einem Atem von der Gemeindeschule nach Hause, indem er mit der Mütze winkte, um dem Bauer diese wichtige Nachricht schon von ferne mitzuteilen, als man ihm auf der Thürschwelle den plötzlich erfolgten Tod von Nelis Cramp mitteilte.

Der alte Egoist hatte sich davon gemacht, ohne die Zukunft seines Schützlings zu sichern, gegen den er keine Verpflichtung zu haben glaubte. Er überließ seiner Witwe den Knecht wie ein guterhaltenes Werkzeug in der Gesamterbschaft, mit den sechs Pferden, den neun Kühen, dem Hühnerhof, dem ganzen Gute

nebst Zubehör, sowie den zwanzig Morgen Landes, die er im Polder gekauft hatte.

Die Leute im Dorfe waren über die Undankbarkeit des Geizhalses entrüstet, und andere Pächter glaubten diesen kostbaren Gehilfen von der einzigen Erbin des Weißhofes entfernen zu können, indem sie dessen Uneigennützigkeit, die so schlecht belohnt worden war, überall rühmten.

Wäre der alte Cramp einige Zeit früher gestorben, so hätte der treue Diener, enttäuscht über die vorgebliche Großmut seines Beschützers, wahrscheinlich dem Gefühl seiner Empörung nachgegeben und sich einen freigebigeren Herrn gesucht.

Aber gegenwärtig hatte er andere Begierden als nach einem Stück Land. Die tiefe Anhänglichkeit des jungen Burschen an das rauhe und kräftige Land der Unterschelde konnte den Reizen eines Geschöpfes, wie denen der sanguinischen Annemie, nicht gleichgiltig gegenüber bleiben, — dieser Annemie, in welcher sich alle Verlockungen der vlämischen Natur vereinigten, die, schwer, üppig und fruchtbar, zu materiellen Genüssen geneigt ist.

Und der Augenblick kam heran, wo die Arbeiten der Scholle dem täglichen Verbrauch seiner Kräfte nicht mehr genügten, wo seine Beschäftigungen auf

den Aeckern, wo er lange Stunden im kalten Staubregen des Novembers wie in der glühenden Hitze des Juli zubrachte, oder seine Arbeiten in der Tenne oder im Hofe nicht mehr im stande waren, ihn des Abends müde, steif und gedankenlos auf sein Lager zu werfen und ihn einem Schlaf zu überliefern, wie ihn die verschnittenen Tiere unter ihm im Stalle schliefen. Und jetzt erriet er während der schlaflosen Nächte, wenn er sich auf seinem Strohsack wälzte, weshalb sein Liebling Puß, der stolze schwarze Hengst, wütend mit dem Fuße stampfte und laut wiehernd zu rufen schien, während die anderen Tiere des Hofes in ihrer stupiden Ruhe lagen.

Die erwachende Mannbarkeit hätte noch lange bei Kees geschlummert, wenn es unter dem Dache des Weißhofes nur eine rotbäckige, dicke Trutschel, wie Paulke, gegeben hätte, aber seine Apathie konnte in Gegenwart der reizenden Annemie nicht länger dauern.

Als Nelis Cramp verschied, trug der gute Kees schon seit Monaten Verlangen nach seiner Meisterin, aber die Erkenntlichkeit zwang ihn, diese Leidenschaft zu verheimlichen und dieselbe sogar zu bekämpfen. Seine Gefühle für die junge Witwe waren daher auch scheinbar dieselben geblieben. Er hielt sich zurück,

bezeugte ihr noch immer dieselbe Zuvorkommenheit, wie ein anhänglicher Hund, aber er verweilte öfter, wo sie hinkam, verlangte längere Erklärungen über die zu verrichtende Arbeit, und mehr als einmal trafen sich ihre Hände bei derselben Beschäftigung. Handelte es sich darum, etwas Schweres aufzuheben, eine Last wegzuwälzen, so berührten seine Finger die ihrigen, wie durch einen Zufall, und diese Berührung rief einen köstlichen Reiz in ihm hervor.

Die junge Witwe hatte bald diese Umänderung bei dem jungen Manne bemerkt, der früher vor ihren Röcken flüchtete. Ihre Koketterie erwachte daraufhin ganz instinktiv. Sie machte sich sogar lustig über Kees' schüchterne Miene und sein plötzliches Erröten. Es amüsirte sie, wenn seine schwarzen Augen so beharrlich nach den ihrigen suchten und dabei bald einen kühnen, bald einen flehentlichen Ausdruck annahmen. Sie fand Freude an seiner jugendlichen Stimme, die zuweilen rauh in der Kehle anhielt, während sie ein andermal sanfter klang, als die Orgel in der Kirche unter den Händen des Schulmeisters. Die Gespräche der Witwe mit dem Knechte handelten jedoch immer nur von gleichgiltigen Dingen, wie von dem Schwein, das man zur Kirmes schlachten würde, oder von der schwarzen Kuh, die nicht kalbte und für

die die Bäuerin einen Bittgang nach Braßschaet zu machen gedachte.

Kees war schon bald von seiner Verehrung für den geizigen Nelis Cramp zurückgekommen, und er sah nunmehr ein, daß derselbe zu häßlich und zu alt für das frische Mädchen aus der Campine gewesen. Jetzt träumte er davon, wie er der Gefährte der verführerischen Meisterin und auch der Besitzer des nicht weniger begehrenswerten Weißhofes werden könnte.

In dieser Stimmung war es, wo jener düstere Gewitterabend sie bei der Heimkehr von der Ernte überraschte.

V.

Als die Schnitter getrunken hatten, war Paulke in das große Zimmer zurückgekehrt und hatte auf den sorgfältig gescheuerten Tisch eine braune irdene Schüssel gestellt, in welche sie einen Topf voll gedämpfter Kartoffeln mit Gemüse und Speck schüttete.

„Jetzt könnt ihr kommen!“ rief sie den Arbeitern mit ihrer grellen Stimme hinaus.

Die Männer kamen herein, und obschon es auf dem Felde nicht schmutzig war, ließen sie doch ihre Holzschuhe in der Küche aus besonderer Aufmerksamkeit für Paulke, die Arabesken von weißem Sande auf dem frisch gewaschenen Boden von roten Ziegelsteinen gezeichnet hatte.

Schwerfällig ließen sich die Arbeiter auf die Stühle um den Tisch nieder, und ihre sanften Augen, die wegen der Müdigkeit schmachtender schienen, schauten nach dem hohen Kartoffelhaufen hin; ihre Nasenlöcher erweiterten sich unter dem angenehmen

dicken Dunst, der nach der Decke hinaufstieg, und ihre Ohren horchten noch einige Sekunden dem Prickeln des Speckes, der in der Schüssel noch weiter zu braten schien.

Die Meisterin setzte sich Kees gegenüber. Sie machte das Kreuzzeichen und faltete die Hände. Die Schnitter thaten dasselbe und senkten die Köpfe. Jetzt hörte man wieder das regelmäßige Ticken der Wanduhr in dem schweren, hölzernen Gestelle. Bald aber bewaffneten sich die Männer und die beiden Frauen mit ihren Gabeln und stachen direkt auf die Schüssel. Ein jeder suchte ein Loch vor sich in das Ragout zu bohren. Sie aßen, ohne etwas zu sagen, kauten geräuschvoll, schluckten mit der Gier eines hungrigen Tieres jedesmal einen Mundvoll hinunter oder höhlten dicke Runken von schmackhaftem, leicht gesäuertem Roggenbrot aus.

Durch die beiden Fenster, die der Hitze wegen geöffnet waren, bemerkte man im Vordergrund den Ziehbrunnen und dahinter eine mit großen Birnbäumen bepflanzte Wiese, auf welcher die Kühe weideten. Weiter zurück dehnte sich die Landstraße aus, welche von Arbeiterwohnungen besetzt war. Neben dieser Reihe von Häusern erhob sich die Mühle von Zander Blogel, die hoch oben auf einem grasbewachsenen Hügel die Umgebung beherrschte. Hinter der

Straße und der Mühle sah man nur noch die weite Ebene, einige Höfe, den Kirchturm von Eeckeren und den unendlichen Horizont.

Die Landschaft verschwand jedoch allmälich unter dem Schatten der Nacht. Das Dunkel war bereits in das Zimmer hereingebrochen, wo es zuerst die Ecken verhüllte. Die Umrisse und die Winkel wurden undeutlicher und stumpften sich ab. Auf der Platte des Kamins waren ein Kruzifix von polirtem Kupfer, sowie einige Teller mit historischen Sujets die letzten, die dem hereinbrechenden Dunkel widerstanden. Unter dem weiten Mantel des Herdes war der anmutige Boden von weißen Steingutplatten mit blauen Bildern, die den Delft darstellten, schon lange unsichtbar geworden.

Die Gabeln hörten bald auf hin und her zu gehen. Die Männer waren gesättigt und fuhren langsam mit der Hand über den Bauch, indem sie einen Seufzer befriedigter Sinnlichkeit ausstießen. Ueber dem Essen hatten sie nicht mehr an die Hitze gedacht; jetzt aber fingen sie wieder an zu keuchen oder drückten ihre Mattigkeit aus, indem sie den Kopf von rechts nach links neigten, nach Art der Kühe, die von den Mücken geplagt werden, oder indem sie mit dem Aermel über die schwitzende Stirne fuhren.

Eine beunruhigende Stille war draußen eingetreten.

Der Himmel nahm einen Sepiaton an, und über der Mühle häuften sich dunkle, dicke Wolken. Vor dem Hofgut auf der Landstraße wurden die Fenster des Wirtshauses zur Krähe beleuchtet. Dieses rote Licht fiel einem der Arbeiter auf, und er glaubte seine Kameraden daran erinnern zu müssen, daß sie noch ein paar Stunden zu gehen hatten, um nach Oorderen an der Schelde zu kommen.

„Hopp, ihr Kerle!" sagte er, „ich gebe eine Pinte Löwener Bier zum besten."

Er stand auf, und die anderen folgten seinem Beispiel.

„Bleibt nicht unterwegs stehen," sagte Kees, „denn es wird bald Wasser und Feuer fallen."

„Da kannst Du ruhig sein, Krauskopf," antwortete der eine von ihnen, während er seinen Kittel und seine Holzschuhe wieder anzog. Sie stopften ihre Pfeifen, indem sie Tabak aus der Schweinsblase nahmen, und Paulke reichte ihnen Feuer.

„Gute Nacht, Bäuerin! Gute Nacht, ihr anderen!"

„Gute Nacht, Jungen; bis ein andermal!"

Die Arbeiter gingen hinaus, und gleich darauf sah man sie an dem Fenster vorbeigehen und dem Hofpfad neben der Wiese folgen. Das rote Feuer ihrer Pfeifen, ihre dumpfen Stimmen und ihre schweren Tritte verloren sich bald in der Nacht.

VI.

Kees war ans Fenster herangetreten. Im Süd-
westen nach der Seite der Stadt und der Schelde
hin fuhr ein Blitz mit seinem Phosphorgriffel über
den schieferdunklen Himmel.

„Jetzt fängt's an!" sagte Kees.

„Kann der Regen keinen Schaden anrichten?"
fragte die Bäuerin, die unentschlossen und nachdenk-
lich vor dem Tische sitzen geblieben war.

Der Knecht sagte, er wolle sich vergewissern gehen,
und indem er eine Laterne anzündete, ging er hinaus,
obschon er sicher war, daß er alles unter Dach ge-
stellt hatte. Er empfand ein Bedürfnis, sich zu
bewegen.

Annemie hatte ihn so sonderbar angeblickt. Sein
Puls schlug heftig, sein Blut geriet in Feuer, in den
Ohren sauste es ihm, und er sah rot vor Augen.
Unwillkürlich öffnete er den Stall. Die Pferde lagen
da; nur Puß allein blieb trotz seiner Müdigkeit auf

den Beinen. Mit gespitzten Ohren wandte dieser seinen intelligenten Kopf nach ihm, indem er beim weiten Krachen des Donners zu schnauben anfing, und seine pechschwarze Haut schien zu schaudern. Aus dem Stalle ging Kees in die Scheune. Auch dort war kein Schaden zu befürchten. Der Schlagregen konnte auf keinen Fall durch das dichte Strohdach dringen. Die Ackerwerkzeuge glänzten im Schatten; alle standen schön geordnet da und zeugten von der Sorgfalt und dem Fleiße des Meisterknechtes.

Kees zögerte eine Minute, da er nicht wußte, ob er in das Zimmer zurückkehren sollte, in welchem die Bäuerin allein war. Er hätte zu Bette gehen können, wie er es jeden Abend that. Eine unwiderstehliche Anziehungskraft rief ihn jedoch zu ihr zurück.

Ein Windstoß fuhr unerwartet vorbei, bewegte die Bäume, knisterte in den Blättern, fuhr über die Wege hinweg und jagte die warme Luft in das Zimmer hinein. In der schläfrigen Landschaft schien es zu zittern. Die Grillen waren verstummt. Nur aus dem Stalle kam ein klagendes Brüllen.

Ein Blitz folgte auf den andern. Die Wolken stießen aufeinander mit dumpfem Grollen, bis zum Augenblick, wo die in ihrer Masse aufgehäufte Elektrizität sich furchtbar entlud.

Der Sturm wütete immer stärker, und schon geriet der ganze Himmel in Feuer.

Plötzlich entstand jedoch eine Pause, und ein neuer Windstoß schien unsichtbare Klappern über der Ebene zu bewegen. Einige dicke Regentropfen fielen auf die durstige Erde; bald wurden es ihrer mehr, und sie fielen schneller, und es wurde ein scharfer, dichter Regenschauer; bald hörte man in der Dachrinne das überströmende Wasser glucksend hinunterlaufen.

Bei dem hellen Blitze konnte man auf dem Gesicht der Bäuerin bemerken, wie erregt sie war. Sie bekreuzte sich und nahm einen Rosenkranz zur Hand. Eine unbestimmte Furcht hatte sie ergriffen. Sie hatte sich nie so schwach, so feige gefühlt, aber sie suchte zu widerstehen, indem sie der Temperatur ihre Aufregung zuschrieb.

„Alles ist in Ordnung,“ bemerkte Kees, nachdem er einige Minuten verlegen geschwiegen. „Soll ich sonst noch etwas machen?“

Sie hätte ihn gern fortgeschickt, und sie antwortete ihm:

„Paulke und Janneke sind schlafen gegangen, und Sie müssen wohl auch müde sein, Kees? . . . Ach Gott, welch ein Blitz! . . . Es schlägt ein . . . Was wird das werden?“

„Beruhigen Sie sich, Meisterin!“ sagte der junge Mann, indem er sich zum Fenster hinausneigte, „die Wolken gehen nach dem Grillenberg.“

Inzwischen aber zitterte das Haus in seinem Grunde, und Kees schloß das Fenster.

„Zünden Sie ein Licht an,“ sagte Annemie.

Er gehorchte, denn er war glücklich, noch bleiben zu können. Sie stand auf, ging nach dem Bette hin, das in einem Verschlage stand, entfernte die Vorhänge und nahm über dem Kissen einen Zweig von Buchsbaum, den sie in Weihwasser tauchte. Dann öffnete sie eine kleine Thüre, die in der Wand neben dem Bette angebracht war. Das Licht der Lampe, die Kees in der Hand hielt, drang durch dieses Guckfenster in den dunklen Stall, und gelbe Strahlen fielen auf die Köpfe der Tiere, die sich schwerfällig regten.

Annemie hatte sich über das Bett gebückt und den Arm durch die Oeffnung hindurchgestreckt, und sie besprengte langsam den Stall mit Weihwasser, um den Blitz davon abzuhalten.

Der Knecht wohnte schweigend dieser frommen Uebung bei, aber er murmelte sein Ave, ohne zu wissen, was er that. Ganz von dem begehrenswerten Weibe eingenommen, sah er nur noch dieses.

Das war gerade so ein fettes Kätzchen, wie man

im Dorfe sagt, wenn man von einer schönen Bäuerin redet. Fürwahr, das Fleisch fehlte nicht an dem Gerippe dieses Weibes. Ihr Körper kannte weder Winkel noch Unebenheiten, und man hätte hineinbeißen können, ohne einen Knochen zu verspüren. Annemie lag fast auf dem Bett und drehte ihm den Rücken.

Die verlangenden Blicke des Burschen gingen von ihrem roten Halse, wo kleine gekräuselte Locken unter der Haube hervorkamen, nach ihrer elastischen Taille, ihren breiten Hüften, ihrem fleischigen Rücken. Und seine Begierde steigerte sich noch beim Anblick dieses Lagers, auf dem Annemie lange Jahre mit dem alten Nelis Cramp umsonst geschlafen hatte, wo sie nunmehr allein zu ruhen pflegte, wo sie sich in einigen Minuten träge wieder hinstrecken würde. Wie unvorsichtig von der Witwe, daß sie in der Gegenwart von Kees diese ehelichen Vorhänge geöffnet hatte. Er war doch nicht von Holz, zum Teufel! Ein Knecht hat nicht weniger Blut als ein Meister.

Sobald Annemie mit ihrer Besprengung fertig war, schloß sie das Thürchen und richtete sich wieder auf. Auch sie hatte bei dieser Uebung nicht den nötigen Ernst gehabt. Als sie sich umwandte, be=

gegneten ihre nassen, fragenden Augen dem Blicke des jungen Mannes. Sie wollte etwas sagen, aber das Wort blieb ihr im Halse stecken. Kees hatte bereits seine Lampe niedergesetzt, und mit einem konvulsivischen Lachen sprang er auf sie los, um sie zu umarmen.

„Kees, nein, Kees . . .“, seufzte sie, indem sie sich sträubte.

Er schloß ihr den Mund mit einem begehrlichen Kusse, aber im selben Momente hörte er die Thüre aufgehen.

Es war Janneke, der barfuß und im Hemd, das über seine mageren Beine hing, hereinkam. Er schien durch den plötzlichen Uebergang aus dem Dunkel der Treppe in die helle Kammer geblendet zu sein und rieb sich die Augen.

Kees hatte gerade Zeit gehabt aufzuspringen, und vor Aerger fluchte er vor sich hin.

Der Kleine stellte sich an, als habe er die Störung nicht bemerkt, die er durch sein Erscheinen hervorgerufen.

„Ich fürchtete mich so ganz allein,“ sagte er. „Ich konnte nicht schlafen, die Blitze durchzuckten meine Augendeckel... Es brennt... Hört ihr? Die Feuerglocke wird geläutet!“

„Gott Semini*)," flüsterte Annemie, „welch eine Nacht!"

Kees aber fuhr ihn an:

„Du Hasenfuß, Du träumst vom Feuer... Weshalb hast Du es denn nicht in Deinem Bett gelöscht?"

Er hätte gern den zudringlichen Buben am Halse gepackt, denn er sah wohl, daß derselbe sich nur so stellte und innerlich lachte, obschon er zu weinen schien.

Annemie hatte sich wieder gefaßt.

„Wir haben den Stall gesegnet," sagte sie, „sonst wäre Kees schon im Bette. Und Du weißt wohl, daß da draußen auf der Mauer ein Kreuz gemalt ist. — Führen Sie ihn doch auf sein Zimmer, Kees, und gehen Sie auch schlafen, denn morgen wird's wieder zu schaffen geben."

Es ging eine Reaktion in ihr vor. Der Ton ihrer Stimme wurde wieder befehlend und vornehmer; der Bann war gebrochen.

Kees sah sich also gezwungen, ihr zu gehorchen und sie allein zu lassen.

Annemie hatte schon bald das Gefühl ihrer Ueberlegenheit wiedergefunden, und sie zitterte bei dem

---

*) Semini, skandinavische Gottheit, welche das Volk in Antwerpen anruft, um die Ueberraschung oder das Erstaunen auszudrücken.

Gedanken an die Gefahr, der sie soeben ausgesetzt war. Sie freute sich fast über die Dazwischenkunft des kleinen Andries. Sie, die angesehene Gutsbesitzerin, sollte sich mit diesem Bettlerssohn, diesem Bastardkind vergessen, — welch eine verrückte Idee!

Sie zog sich aus, und während sie inzwischen wieder nüchtern geworden war, schob sie sorgfältig die Riegel ihrer Thüre vor, ehe sie sich zu Bette legte.

VII.

Die Tante Annemie hatte die Erziehung ihres Paten Janneke übernommen, und da sie die Sache nicht halb machen wollte, hatte sie ihn in eine Pension nach Turnhout in der Campine geschickt. Aber der kleine Nichtsnutz lernte nichts, und eines Tages wurde er auch noch infolge einer jener schmutzigen Geschichten, wie sie das gemeinschaftliche Zusammensein in den Schlafsälen mit sich bringt, vor die Thüre gesetzt. Sein Vater Andries war weniger über seinen Fehler empört, als vielmehr ärgerlich, weil derselbe fortgeschickt worden. Während acht aufeinander folgenden Tagen prügelte er Janneke jeden Morgen durch und sperrte ihn dann ein paar Stunden in den Schweinestall, wo derselbe unaufhörlich weinte. Der kluge Bauer übertrieb noch seine Entrüstung. Er schilderte seiner Schwester alles in der fürchterlichsten Sprache. Gewiß würde sein Aeltester ihm seine Tage abkürzen und seinen Sarg zunageln helfen.

Er drehte, wenn er das sagte, seine Augen wütend im Kopfe, gestikulirte mit den Armen oder schlug um sich, wie wenn er noch eine Rute in der Hand hätte. Er sagte, er wolle sich nur ein wenig aufregen, um den Kerl beim Nachhausekommen noch mehr zu züchtigen. Annemie, die im Grunde ein gutes Herz hatte, empfand dabei Mitleid und legte ein gutes Wort für ihren Paten ein. Da aber Andries den Buben nicht mehr sehen wollte, so nahm Nelis Cramp, nachdem seine Frau ihn genug geplagt hatte, den verkehrten Kerl in sein Haus, damit er Kees helfen sollte.

Janneke war ein kleines, blondes Männchen mit rosafarbigem Fleisch, mit regelmäßigen Zügen, einem verzärtelten Gesicht. Er hatte trübe blaue Augen mit bleifarbigen Lidern. Da er so zärtlich wie ein junges Mädchen aussah, machte er einen sonderbaren Eindruck in seinen Hirtenkleidern, die man ihm aus den alten weiten Kleidern des Onkels Cramp verfertigt hatte. Janneke brachte aus der Pension nur frühzeitig geweckte und verdorbene Sinne mit ins Dorf zurück, krankhafte Instinkte, eine katzenartige Grausamkeit, die er an den Mücken, Fröschen und Vögeln und später, als er keine Hiebe und Stöße mehr fürchtete, an den Pferden und Kühen auslegte. Jedesmal, wenn ein Schwein geschlachtet wurde, freute

er sich darauf wie auf eine Kirmes. Er half dem Schlächter das Tier aus dem Stalle ziehen; er war froh, wenn es durch seinen Widerstand den Todeskampf verlängerte, und er lachte, wenn er es jenes rührende Geschrei ausstoßen hörte, das weithin übers Feld die Ruhe stört und bei dem die Leute sagen: „Dieser oder jener wird jetzt Wurst machen."

Von Natur aus träge, arbeitete Janneke nur, wenn er wußte, daß man ihn überwachte. Sobald er allein war, träumte er in den hellen Tag hinein. Im Sommer blieb er, auf dem Bauche durch die hohen Gräser kriechend, ganze Stunden am Rande eines Weges liegen, indem er die Vorübergehenden ausspähte, um das Gehörte den verleumderischen Zungen des Dorfes verraten zu können.

Vor seiner Abreise nach dem Weißhof hatte sein Vater ihn lange in die Lehre genommen. Er war ein Feind, den die Cramps in ihr Haus aufnahmen. Vor allem nach dem Tode des alten Nelis wurde die zweideutige Rolle des Buben besonders wichtig. Es handelte sich darum, die reiche Witwe an einer zweiten Heirat zu hindern, um Andries' Kindern die Erbschaft des Geizhalses zukommen zu lassen.

Janneke verstand recht wohl, was sein Vater von ihm erwartete. Sein Kopf, der sich beim Lernen so

widerspenstig zeigte, faßte gleich alle Zweideutigkeiten auf. Er spielte so gut den Schlaukopf, daß niemand Verdacht gegen ihn hegte, vielleicht nur mit Ausnahme von Kees Doorik, den eine instinktive Abneigung gegen dieses bleiche Bübchen zu warnen schien. Das trotzige Aeffchen mochte sich bei dem wackeren Burschen noch so schön machen und sich dienstfertig zeigen, dieser blieb gegen alle Schmeicheleien kalt, denn er wußte, daß der Bube alle seine Bewegungen ausspähte, um seine Arbeit bei der Meisterin herabsetzen zu können.

Aber nach dem Vorfall an dem Gewitterabend handelte es sich nicht mehr um Dooriks Arbeit. Janneke hatte eine Entdeckung gemacht, die anders wirken mußte, als alle seine Anschwärzungen: Kees Doorik, der Meisterknecht, liebte die Tante Annemie. Das mußte den alten Wannes interessiren! Deshalb stand der Spion am andern Tag früher auf als gewöhnlich und beeilte sich, die Kühe auf die Weide zu führen. Dort ließ er sie allein, um in einem Atem nach La Carte zu laufen, und anstatt die Straße einzuhalten, auf der er Leuten vom Weißhof hätte begegnen können, schritt er quer durch die Tannenwaldungen und die Reutfelder.

VIII.

An einem Donnerstag Morgen, vierzehn Tage nach dem Gewitter, während Paulke den Hund in dem Rade der Buttermaschine trieb, befand sich Annemie in der Milchkammer, die etwas tiefer lag als die Küche, und überwachte mit einer selbstsüchtigen Befriedigung den Fortgang der Arbeit. Die Stößer bewegten sich in der Maschine, die mit schneeweißem Leinen ausgeschlagen war. Daneben stand eine Reihe brauner, irdener Gefässe, die bis zum Rand mit Rahm gefüllt waren, blond wie die Halme im August. Kees war fortgegangen, um das Stück von Ylwaal bei der Schelde zu pflügen. Man hörte die grelle Stimme Paulkes, welche den Hund antrieb, und das schnarrende Geräusch der Maschine. Ein säuerlicher Geruch von Buttermilch erfüllte das Zimmer.

Die Klinke der Thüre bewegte sich. Annemie wandte sich um, und in der halbgeöffneten Thüre bemerkte sie den schmalen Kopf ihres Bruders Wannes Andries.

„Guten Morgen, kleine Schwester. Morgen ist Markt, und ich komme schauen, ob Du einen Auftrag hast. Ist noch alles beim alten?"

Ohne auf eine Antwort zu warten, stieg er die drei Stufen hinunter. Er war ein großer Kerl — zwölf Jahre älter als seine Schwester — mit glattem Gesicht und langen Beinen. Was aber in seiner Physiognomie, die fast ganz im Profil war, besonders auffiel, waren kleine, grüne Augen, eine stark gebogene Nase, ein froschartiger Mund, der fast bis an die ungeheuren Ohren reichte und wegen eines schwarzen Ueberzahns beständig zu lachen schien. Dieses stand in einem sonderbaren Kontrast mit der würdevollen Wichtigkeit seiner Reden. Beim Gehen schwenkte er seine langen mageren Arme, die aus den zu kurzen Aermeln hervorkamen. Seine Lastinghose schien um seine Heuschreckenbeine gewunden zu sein, und der breite, geflickte Hinterteil seiner Hose glich einer herabhängenden Kapuze, und deshalb sagten die jungen Burschen: „Das Haus von Sessa Milledieu ist leer; die Leute sind zur Kirche." Man nannte ihn „Sessa" wegen der Redensart „C'est ça" („So ist's!") und dem Fluchworte „Milledieux" („Potztausend"), die er noch von jener Zeit her behalten hatte, wo er im Grenadierregimente gedient.

Wannes war von seiner Schwester mehr gefürchtet als geachtet. Sie mochte den Schlaukopf nicht leiden, aber sie wagte es nicht, sich seinem Joch zu entziehen. Bloß in einem Punkte hatte sie ihm den Kopf gezeigt, als er nämlich beim Tode Cramps sich auf dem Hof niederlassen wollte, um dessen Leitung zu übernehmen. Die Witwe sah wohl ein, daß, wenn sie diesen Vorschlag annähme, sie dadurch vollständig abdanken würde, und deshalb nahm sie all ihren Mut zusammen, um ihm das förmlich zu verweigern. Wannes schien daraufhin auf seine Idee verzichtet zu haben, aber in Wirklichkeit hielt er mehr als je darauf, und er wartete bloß auf eine günstigere Gelegenheit.

Als er in die Milchkammer hinabstieg, bückte er ein wenig den Kopf, auf dem er eine über die Ohren hängende Mütze trug, um nicht an der Decke anzustoßen. Er ergriff einen hölzernen Löffel, und ohne auf eine Einladung zu warten, und ohne auf die ärgerliche Miene seiner Schwester zu achten, nahm er eine dünne Schicht Butter und strich dieselbe langsam über seine Zunge.

„Ei, was das 'ne gute Butter ist, die ist ausgezeichnet. Und was gibt's sonst Neues? Doch keinen Verdruß? Und wie steht's mit der Ernte?"

„Gott sei Dank, wir brauchen nur noch den Roggen und den Grummet hereinzubringen ... Doch gehen wir einen Augenblick hinauf," sagte sie, als er ein zweitesmal sich über den Buttertopf hermachen wollte, „dann kannst Du eine Tasse warmen Kaffee trinken."

„Ich sag' nicht nein, aber ich habe nicht viel Zeit. Du weißt, ich bin immer pressirt, immer auf den Beinen. Ich gehe nach Stabroeck Runkelrüben aufladen. Der Karren und das Pferd von Nard Lips warten auf mich, ganz nahe hier beim Hofe. Ich wollte nicht vorbeigehen, ohne zu sehen, was es Neues gibt."

„Dann setz Dich doch ein wenig," sagte sie, als sie in den großen Saal getreten waren. „Und wie geht's zu Hause, Wannes?"

„Ach, sprich mir nicht davon. Es ist immer dasselbe saure Leben. Was hast Du es doch gut getroffen, Annemie, was bist Du ein Glückskind! He, hatte ich Dir nicht gut geraten? Der alte Nelis Cramp — Gott habe ihn selig — der hatte wohl Geld wie Heu, wie?"

Als sie ihm den Kaffee einschenkte und Butter auf ein Stück Brot strich, fuhr er fort:

„Jetzt denke ich gerade daran. Hast Du noch immer Deinen ersten Knecht?"

„Kees? Ja wohl! Weshalb sollte ich ihn auch nicht behalten? Ich würde schwerlich einen andern finden, der ihm gleich käme," antwortete sie, nicht ohne ein wenig zu erröten, denn die Frage hatte sie überrascht.

„Das ist wahr! So ist's! Aber ein Knecht läßt sich doch immerhin ersetzen. Es gibt auch noch andere Findelkinder und Bastarde. Aber was ich sagen will, ist bloß wegen seines Alters; er scheint mir noch sehr jung zu sein, um ein Gut, wie dieses, zu leiten. Hast Du denn auch noch Zutrauen zu ihm?"

„Nun ja, gerade so viel wie früher. Aber weshalb fragst Du denn so etwas?" murmelte Annemie vor sich hin, da sie ungeduldig wurde und stehen blieb, damit er gehen sollte.

Der ungeladene Gast hatte es jedoch nicht eilig. Der Kaffee war gut, er schenkte sich noch eine Tasse ein, und da sie ihn nicht mehr nötigte, schnitt er sich einen zweiten Runken Brot, über den er noch von der guten Butter strich. Er trank und kaute langsam und wohlgefällig.

„He, he, weshalb diese Fragen? sagst Du, liebes Schwesterchen. Ganz einfach, weil ich Dir wohl will. Du bist noch jung, sehr jung, da muß man acht geben. Ja, soll ich Dir's heraussagen, potztausend!"

Er stand auf und ging bis zur Thüre — mit seinen Stelzen brauchte er nur drei Schritte zu thun — steckte seinen spitzen Kopf in die Küche hinein, um sich zu vergewissern, daß niemand dort lauschte, und dann setzte er sich wieder, um weiter zu essen.

„Es schickt sich nicht, daß dieser hübsche Schwarzkopf mit einer frischen Herrin, wie Du eine bist, zusammenwohnt," erklärte er kaltblütig, nachdem er einen Mundvoll hinuntergeschluckt hatte, und dann lehnte er sich rückwärts, und mit seinen durchdringenden Augen suchte er auf dem Gesicht seiner Schwester zu lesen.

Annemie lachte laut auf, um ihm ihre Verlegenheit nicht zu zeigen.

„Das ist wieder eine von Deinen verrückten Ideen, mein armer Wannes," sagte sie. „Man hat wohl recht, wenn man Dich den Mißtrauischen nennt. Ich sehe schon, was Du mir sagen willst. Ich brauchte einen andern Mann hier, so einen wie Du, nicht wahr?"

„Annemie, Annemie! zweifle nicht an der Gescheitheit Deines älteren Bruders. Seit dem Tode Meister Cramps ist die Stellung dieses Kees Doorik nicht mehr haltbar unter diesem Dache. Ich will mich nicht in Sachen mischen, die mich nichts an-

gehen — Gott bewahre mich davor! — Du bist Deine freie Herrin geblieben, mach wie Du willst. Aber ich würde an Deiner Stelle einen andern Knecht suchen."

„Ich sag' Dir noch einmal, Wannes, ich weiß nicht, was Du willst," stammelte die Witwe, der der ernste Ton des Predigers aufgefallen war. Sie setzte sich vor ihn, denn ihre Beine schwankten, und ihr Herz schlug schneller. Sie suchte sich jedoch zu wehren.

„Mein seliger Mann, den Du immer einen schlauen Kopf genannt hast, verstand auch etwas von den Dienstboten, und er hat mir diesen armen Teufel mehr als einmal empfohlen, da er das kostbarste Werkzeug seines Gutes sei."

„O, ich leugne das nicht. Aber sein junges Alter gefällt mir nicht recht. Könntest Du nicht einen älteren Knecht dingen? Da hat man mir erst neulich zu Wilmersdonk von Sus Bellemans, einem ordentlichen, fleißigen Kerl gesprochen . . ."

„Wie? Von diesem häßlichen Buckeligen mit den roten Augen?"

„Nun ja, von ihm, den die schwangeren Frauen so sehr fürchten; aber ich denke, Du gehörst doch nicht zu denen . . ."

Er lächelte spöttisch und hielt einen Augenblick inne, um sich selbst über seinen Witz zu freuen; dann atmete er wieder auf, wie wenn er dem Folgenden mehr Wichtigkeit beilegen wollte, und seine Augen, die sonst kalt und gleichgiltig waren, erglänzten wie in einer dunklen Flamme.

„Wenigstens,“ fügte er langsam hinzu, indem er bei jedem Worte mit dem Stil seines Messers auf den Tisch klopfte, „wenigstens würde der Aufenthalt eines solchen Scheusals hier auf dem Hofe den Verdacht der Leute ablenken. Verstehst Du das?“

„Der Leute? Welcher Leute? Glaubst Du, ich sollte mich durch ihr Geschwätz bestimmen lassen? Ich sehe schon, wie es damit steht. Du hast Dich von jenen Neidhälsen von Dinghelaar beschwätzen lassen, von jenen Faulenzern, die vor Aerger bersten, weil sie sehen, daß auf dem Weißhof alles gut vorwärts geht. Wenn man mir Kees wegnehmen will, so ist es bloß, weil man weiß, wie nützlich er mir ist.“

„Und deshalb sagt man sogar, Du wolltest ihn heiraten, um sicher zu sein, daß dieser musterhafte Bauer Dich nie verlassen werde.“

Die Witwe senkte den Kopf. Ein heftiger Kampf

ging in ihr vor. Sie dachte, sie könnte ja reden, alles offen bekennen und ihrem Bruder wie dem ganzen Dorfe die Stirn bieten, indem sie ihre Neigung eingestehen würde. Aber liebte sie den treuen Jungen wirklich so sehr, um ihm zu liebe sogar ihre Vorurteile aufzuopfern? Sie erinnerte sich an all die Hingebung, die Kees seit so vielen Jahren gezeigt hatte, an seine immer unterthänige Haltung, seine Uneigennützigkeit, in der eine Liebe sich verbarg, wie sie gewiß keinem anderen mehr eine solche einflößen würde. Nur einmal war diese platonische Zärtlichkeit beinahe umgeschlagen, aber damals war Annemie ja selbst fast auf dem Punkte, sich zu vergessen.

Der „Potztausend“ suchte auf dem Gesicht seiner Schwester zu erraten, was in ihr vorging. Jetzt war er ärgerlich darüber, daß sie hübsch und munter war. Wäre sie alt und häßlich gewesen, so hätte sie sich in den Witwenstand ergeben und hätte wenigstens nicht so leicht einen Mann angezogen.

Er fuhr fort:

„Man sagt noch mehr, man behauptet sogar, Du hättest Dich schon lang in diesen Sonderling verliebt. Ich glaube wohl, daß er selbst diese Gemeinheiten im Dorfe herum erzählt. Er hofft so, Deine Hand

leichter zu gewinnen ... Meisterin Doorik! nein, das wäre zu komisch. Bedenke doch, er hat nicht einmal einen Namen ... Sag nur, Annemie, gelt, es ist nichts Wahres an dieser Geschichte?"

Wannes stand auf und ging bis zu seiner Schwester, die ganz niedergeschlagen war, und er nahm sie bei der Hand. Er wollte aus der Ungewißheit herauskommen und erfahren, ob sie einen Fehler begangen hatte.

„Dieser Vagabund," flüsterte er ihr ins Ohr, „hat Dich doch nicht angerührt? Wir brauchen doch keinen Skandal zu fürchten? ... "

„O, was das anbelangt, das kann ich beschwören!" antwortete sie laut und in einem so aufrichtigen Tone, daß der Fragesteller wieder aufzuatmen wagte.

Und als die junge Frau, die sich durch diese Erklärungen tief gedemütigt fühlte, heftig zu weinen anfing, hielt er es für angezeigt, einen andern Ton anzuschlagen.

„Ich habe nichts mit Kees zu thun," wiederholte sie. „Das sind lauter Lügen. Als Knecht hatte ich ihn lieb, das ist alles! Soll ich ihn denn vor die Thüre setzen?"

„Nun ja, aber ganz geschickt ... Du brauchst ihn

nicht fortzujagen wie einen Hund; das würde Lärm machen, und das ist ja nicht nötig. Warte auf eine gute Gelegenheit, suche einen Vorwand, um ihn zu ersetzen, aber ohne daß er anfängt zu schreien. Wir werden zusammen einen andern suchen, wenn Du willst."

Sie antwortete nichts, aber schweigend willigte sie in diese Feigheit ein. Man hörte eine Stimme im Hofe.

„Da hätte ich's fast vergessen," sagte der verschmitzte Andries mit einer zufriedenen Miene, indem er den Satz auf dem Boden seiner Schale schüttelte. „Was soll ich für Deine Rechnung in der Stadt verkaufen?"

Annemie wischte sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen ab, und bevor sie ihren Bruder hinausbegleitete, hatte sie Zeit gefunden, ein anderes Gesicht aufzusetzen.

Sie ließ Paulke einige Butterwecke, die in grüne Kohlblätter eingewickelt waren, und drei Dutzend Eier auf den Karren tragen.

Der Hof erschallte von wütenden Peitschenhieben und rauhen Rufen. Es war Janneke, der das Pferd trieb, welches die Dreschmaschine im Innern der Tenne in Bewegung setzte. Die Putzmühle schnarrte,

und durch die weitgeöffnete Thüre sah man die Spreu tanzen wie eine gelbe Staubwolke, während das Korn in den Trichter fiel.

Der Vater und der Sohn wechselten einen bedeutungsvollen Blick; Andries machte die Leine los, hieb ebenfalls mit der Peitsche aufs Pferd, und entfernte sich mit seinem Karren in der Richtung nach Stabroeck.

Zweiter Teil.

Die Kirmes zu Pütte.

I.

Am ersten Sonntag nach dem neunten Oktober, dem St. Dionysiustage, gingen gleich nach dem Hochamt Annemie, Wannes Andries, Kees Doorik, Janneke, Flüp Sap und seine Tochter Bella, Looke, das Mädchen aus dem Wirtshaus „zur Krähe", mit dem Handlanger Sus Dras, seinem Verlobten, zu Fuß auf die Kirmes nach Pütte. Sie schritten quer durch die Felder hinter dem Weißhof, indem sie dem sogenannten Furchenpfad folgten, der an der Grenze des Dorfes Cappellen auf der Landstraße von Bergen-op-Zoom herauskommt.

Die Frauen hatten ihren schönsten Staat aus den alten Schränken von Nußbaumholz hervorgeholt. Sie wollten ihre Röcke, ihre Hauben und ihre Schmucksachen, die sie nur an den Feiertagen trugen, auch

diesmal zeigen. Annemie trug einen Rock und eine Jacke von braungelbem Alpaka, ein geblümtes Halstuch, das über dem Rücken spitz auslief und auf der Brust durch ein großes Herz festgehalten wurde. Ihr rundes Gesicht, das infolge der frischen Luft noch gesünder aussah als gewöhnlich, war von einer großen Spitzenhaube umrahmt, die hoch aufgebauscht und mit einer silbernen Nadel befestigt war, während die Schleifen auf beiden Seiten des Kinns flatterten.

Die jungen Mädchen trugen auf ihren bebänderten Hauben künstliche Blumensträuße, die fast so hellfarbig und so dick waren, wie die, welche im Monat Mai der Küster Lievin Strop in die Blumenvasen des Muttergottesaltars stellte.

Die Männer in ihren engen schwarzen Hosen, die fast wie die Schuhe glänzten, hatten über der Weste den langen „Kiel" oder blauen Kittel angezogen. Der von Kees hatte achtzehn Franken gekostet — ein wahres Heidengeld! Dieser Kittel war aber auch ein Prachtstück; funkelneu, aus solidem flamändischem Flachs gemacht, gefärbt in dunklem Indigo, geglättet wie Atlas und mit Falten unter dem Schulterblatt; er gab noch jenen starken vegetabilischen Geruch von sich, den das Tuch beim Rotten und Färben annimmt.

Man ging tüchtig drauf los, die Frauen in einer Reihe vor den Männern.

Seit dem Gewitterabend verhielt die Meisterin sich kalt gegen Kees, aber dieses Schmollen beunruhigte den arglosen Jungen nicht. In dem gezwungeneren Benehmen, das sie ihm gegenüber an den Tag legte, glaubte er ein Geständnis ihrer Schwäche zu sehen, die dadurch einem letzten Vorurteil nachgeben wollte. Auf diese Weise waren jene verlegenen Bewegungen eher dazu angethan, ihm zu schmeicheln, als ihn verdrießlich zu stimmen. Er wartete nur noch auf eine Gelegenheit, um die junge Witwe um Verzeihung zu bitten für die ungestüme Erklärung von jenem Abende; er wollte dabei die aufrichtige und unwandelbare Anhänglichkeit geltend machen, die er stets für sie gezeigt hatte. Auch erwartete er für diese Erklärung viel von dem Einfluß des Kirmestages, an dem die erregte Atmosphäre und der Rausch der Musik, des Tanzes und des Bieres den Verliebten zu Hilfe kommen, die Zungen lösen, die Herzen zärtlich stimmen, die Scheuen beredt und die Ungeselligsten freundlich machen.

Kees wußte nicht, was zwischen der Meisterin und ihrem Bruder vorgefallen war, denn sonst hätte er fast die verächtliche Gleichgiltigkeit, die das feige

Geschöpf ihm gegenüber zeigte, anders ausgelegt. Kees ging hinter ihr her, indem er versuchte, durch witzige oder spöttische Bemerkungen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber Annemie schien dem Geplauder der Meisterin Sap zuzuhören, oder wenn sie sich umdrehte, so war es nur, um auf ein komisches Wort des Bürgermeisters zu antworten.

Wannes ging ernst und würdevoll dahin; er schien ein besonderes Interesse den unfehlbaren Mitteln beizulegen, die der dicke Flüp Sap — nach Annemie der bedeutendste Bauer der Gegend — ihm für die Zerstörung der Maulwurfsgrillen angab. Der geschwätzige Affe vergaß dabei, daß der Boden desjenigen, mit dem er redete, eben durch seine Armut vor den Reutwürmern geschützt war, da derselbe nur aus Düne und Heide bestand. Wannes ließ ihn deshalb auch ruhig weiter reden und sann über seinen Feldzugsplan gegen den verfluchten Kees Doorik nach, der nun einmal allem Anschein nach nicht weichen wollte. Die Gegenwart des Knechtes bei diesem Ausflug beunruhigte den schlauen Fuchs nicht wenig. Man hatte keinen Vorwand gefunden, um den Gefürchteten von einem Ausflug auszuschließen, an dem er jedes Jahr mit seinen Meistern teilnahm, und zwar schon zu Lebzeiten Cramps. Auch Wannes schrieb der

Kirmesluft den wunderbaren Einfluß zu, auf welchen der verliebte Kees Doorik rechnete. Es konnte nun einmal nicht anders sein: Man mußte diesen gefährlichen Bewerber sobald als möglich fortschicken; eher konnte der „Potztausend“ ja nicht mehr ruhig essen und schlafen.

Bella Sap schenkte auch dem Gerede Annemies und Lookes nur wenig Gehör. Sie dachte an andere Sachen, und ihr lautes Gelächter entsprach eher ihren innersten Gedanken, als den Reden ihrer Freundinnen.

Sie war noch besserer Laune als gewöhnlich -- diese leichtsinnige, muntere Bella. Nachdem sie einige Zeit ihre Neigung zu Kees Doorik zu unterdrücken gesucht, hatte sie eines Tages diesem zärtlichen Gefühle erlaubt, für immer ihr Herz in Besitz zu nehmen. Es war eine Leidenschaft fürs Leben. Sie wollte Kees haben, denn sie hatte sich ihn zugesprochen. Was lag ihr daran, wenn sie noch Jahre lang auf ihren Mann warten mußte? Sie würden beide doch noch jung und stark genug bleiben, um glücklich zu werden und Kinder zu bekommen. Bella hatte keinem Menschen etwas von ihrem Vorhaben gesagt. Ihr Vater, dessen Einwilligung sie, wie sie überzeugt war, im gegebenen Augenblick schon erhalten würde, und sogar Kees wußten nichts von dieser Liebe.

Einstweilen war die Sachlage nur ermutigend für Bella. Ah, sie hatte wohl recht, sich zu freuen. Dieser Kees, der die ganze Zeit vor ihr geflohen war, wurde jetzt heimlicher und kam schon seit mehreren Monaten seine halbe Pinte in die „Prellschenke“ trinken. Auch er hatte eine glückliche, einigermaßen geheimnisvolle Miene. Seine Schüchternheit war nun hin, und er errötete auch nicht mehr so leicht. Jetzt fand er so schnell wie Bella irgend ein Wort zum Lachen. Eines Tages wollte er sie sogar küssen, auf die Gefahr hin, eine jener furchtbaren Ohrfeigen zu erhalten, die die Erdarbeiter und die Maurer, die gewöhnlichen Kunden vom Samstag Abend, in Respekt hielten. Bella hatte ihn ob seinem kühnen Wagnis zurecht gewiesen, aber nur ganz gelinde, denn sie fühlte sich wie ohnmächtig, als sie den Atem des schönen Jungen spürte.

„Es ist sicher, daß er mich liebt,“ sagte Bella zu sich selbst; „bald werde ich ihm alles sagen können... Ah, wenn der Augenblick nur schon da wäre! ... Allerdings muß ich noch um die Einwilligung meines Vaters fragen, aber er wird mir die nicht verweigern. Die Kleinen helfen ihm schon jetzt; Finchen will mich mit aller Gewalt in der Wirtsstube ersetzen; Lise kocht schon besser als ich, Peter wird so

stark wie unser Tist, und er hat mich bereits lange nicht mehr nötig . . . Tist liegt nicht viel daran, auf dem Felde zu arbeiten, er geht lieber auf die Märkte, um mit Vieh zu handeln. Mein Vater braucht also einen Gehilfen fürs Feld. Wie oft hat er mir nicht schon von Kees gesprochen, weil er Frau Cramp darum beneidet . . . Nun ja, es geht alles gut. Wenn ich morgen zu meinem Vater sage: „Es gibt ein Mittel, diesen seltenen Jungen an Dich zu fesseln. Gib ihm nur Deine Tochter!“ so wird er im ersten Augenblick vielleicht ärgerlich aufspringen, aber schließlich wird er meinen Vorschlag doch verständig finden. Mit wem soll ich zuerst reden? Mit Kees oder mit meinem Vater? Und wie soll ich mich bei Kees anlegen? Ich könnte etwa so anfangen: „Ich bin ein ehrliches, braves Mädchen, das zwar gerne lacht, aber nie einen Fehler begangen hat. Kees, die Meinigen können Euch sagen, wie ich seit dem Tode meiner Mutter das Haus geführt habe . . . Ich liebe Euch aus allen meinen Kräften; Ihr habt zwar kein Vermögen, aber Ihr werdet das meinige durch Eure Arbeit verdoppeln. Hier ist meine Hand; seid mein Mann fürs Leben!“

So träumte Bella Sap auf dem Weg zur Kirmes. Sie schaute von Zeit zu Zeit nach Kees Doorik

um und lächelte ihm zu; sie täuschte sich so sehr, daß sie sogar glaubte, sein Staat, seine witzigen Bemerkungen, seine zärtlichen Blicke und seine freudige Miene bezögen sich nur auf sie. Herrje, was würden sie da unten tanzen!

Von Dinghelaar bis Pütte braucht man ungefähr anderthalb Stunden. Die Straße folgt einer unmerklich gewundenen Linie. An den Buchen, die daran stehen, waren die rötlichen Blätter schon zusammengeschrumpft; sie knisterten im Winde oder fielen tänzelnd zur Erde. Es regnete nicht, aber im bewölkten Himmel sammelte sich der herbstliche Reif.

Auf den beiden Seiten der Straße erhoben sich die frostigen Landhäuser, die zu gleicher Zeit wie die Schwalbennester verlassen worden waren, und mit ihren geschlossenen Läden, ihren mit Pferdeköpfen besetzten Thorgittern, ihren breiten verwachsenen Wolfsgräben, drückten sie eine mißtrauische Abneigung gegen diese Kirmesgäste aus, die schon seit dem Morgen in einer langen Karawane nach Pütte hin pilgerten, wie ein wimmelndes Ungeziefer, das auf Raub ausgeht.

Zwischen den Fußgängern, die auf beiden Seiten der Straße gingen, zogen Wagen von allen Mustern dahin: Lohnkutschen, alte Landauer, neue Kabrio=

lette, von denen die einen noch nicht angestrichen waren, die anderen noch ihren ersten Firnisüberzug erwarteten, Gemüsewagen, Korbwagen und so weiter. Auf den Imperialen der Breaks und der Omnibusse waren ganze Herden auf einander gehäuft.

Die Seestadt schickte allerlei ausgelassenes oder zweideutiges Gesindel aufs Land. Manche von den „Scheldesirenen" hatten sich von jungen „Teerhosen" verführen lassen, die mit einer gewissen Vorliebe ihren Schiffsanzug zur Schau trugen: eine gestrickte Kamisole aus blauer Wolle, eng anliegend und am Halse ausgeschnitten; die Hosen, die darüber gingen, von lederähnlichem Aussehen, hinten und an den Knieen abgenutzt wie alte Münzen, festgehalten mit einem gelben Lederriemen; endlich eine jener Seemützen, die Taubenhäuschen genannt werden wegen ihrem flachen, breiten Schilde, der in der That dem Anflugbrett eines Taubenschlages nicht unähnlich ist.

Diese Kerle hatten rote Hände, kurzgeschnittene Haare, runde Gesichter, die von der Negersonne wie Siennaerde gebräunt waren, und in denen das Weiße der Augen und der Kinnladen besonders hervorstach. Mit herabhängenden, auseinander gehaltenen Armen fielen sie beim Gehen immer tief in die Kniee, wie

wenn sie auf dem festen Boden noch die regelmäßige Bewegung des Schlingerns und des Stampfens der Schiffe verspürten.

In einer Reihe auf den Bänken sitzend, verhielten sich ihre „Damen“ so ruhig wie Tiere, die ins Schlachthaus geführt werden, und winkten mit dem Kopfe bei jedem Stoß des Wagens; einige aber fingen an zu singen, und da ihre Stimme den Tumult nicht übertönen konnte, stampften sie mit den Beinen, wie wenn sie tanzen wollten, und ihre Bewegungen auf dem Dach des Wagens beunruhigten die im Innern Befindlichen so sehr, daß sie ängstlich zu den Fenstern herausschauten. Die Gesichter jener Weiber waren trotz des weißen Puders verbräunt, und manchmal sah man, wie an einzelnen Stellen neben der dickaufgetragenen Schminke die rote Farbe ganz eigentümlich hervorstach.

Unter den Bäumen längs der Straße kreischten die kranken Bettler, welche Stümmel, Klumpfüße oder andere Glieder zur Schau trugen, die bald von Wassersucht gebläht waren, bald durch einen ungeheuerlichen Zufall der Schöpfung in einem Walzwerke zerdrückt worden zu sein schienen. Faulenzerinnen, die wie die heiligen Frauen des Kreuzweges zusammengekauert dasaßen, zeigten in ihrem Schoße

ihre kränklich aussehenden, abgemagerten Kinder. Blödsinnige, einarmige Bettler, kränkliche Bauern, die durch eine Feuersbrunst Hab und Gut verloren hatten, junge Hafenauslader, die durch eine herabfallende Last verstümmelt worden waren, Witwen von untergegangenen Seeleuten, vergessene Invaliden von 1830, alle diese leierten ihre Klage herunter oder zeigten auf der Brust ein Schild, auf dem ihr „Unglück" geschrieben stand. Die Blinden und die Taubstummen führten häßliche Buben bei sich, die ohne Strümpfe und mit schwarzen, wie von Wagenschmiere leuchtenden Beinen herumliefen und mit einer kleinen Schale in der Hand die Leute anbettelten.

Bald hier bald dort hielt der Zug eine Weile bei den Wirtshäusern an, die immer häufiger wurden. Eine rot=gelb=schwarze Fahne flatterte über dem Schilde. Gewöhnlich tranken die Ausflügler, ohne abzusteigen, aber wenn es sie auf einmal in den Beinen juckte, kletterte die ganze Ladung herunter, die einen von der Treppe, die anderen vom Fußsteig und noch andere über die Räder, und führten in dem niedrigen Saale der Herberge oder um die Linde vor der Thüre eine ausgelassene Sarabande auf.

Eine Viertelstunde vor dem Marktflecken trank man auch noch in den Baracken, die dort einzeln

aufgeschlagen waren, wie wenn die beständigen „Kapellen“ nicht mehr genügt hätten. Die Orgeln schnarrten alle zusammen, von den primitiven Kasten bis zu den komplizirten Orchestrions, die die Quadrillen vom vorhergehenden Karneval nachahmten.

Gerade vor Pütte erinnerten sich Annemie, ihr Bruder und Janneke daran, daß sie das letztemal einem Vetter, dem Pächter Bart Stevens, versprochen hatten, bei der nächsten Kirmes bei ihm zu Gast zu sein. Man kam daher mit der Gesellschaft überein, am Nachmittag gegen vier Uhr beim „Moerjan“ (dem schwarzen Johann) im holländischen Pütte sich wiederzufinden.

Der Stevenshof erhob sich rechts vom Wege, ein paar Flintenschüsse weit, mitten in einem großen Stück Land, das schon für die Herbstsaat gepflügt war. Die Gäste schlugen seitwärts einen Pfad ein, und Kees, die Saps, Looke und die anderen aus derselben Gegend, die sie unterwegs angetroffen oder eingeholt hatten, marschirten bald rüstig in die Menge hinein.

II.

Pütte liegt mitten auf der Grenze und besteht aus drei Weilern, von denen zwei belgisch sind — der eine gehört zur Cappellener, der andere zur Stabroecker Gemeinde — während der dritte holländisch ist. Die Landstraße von Bergen-op-Zoom bildet die Hauptstraße des Dorfes. Man bemerkt fast nicht, daß nahe bei der Kirche und dem belgischen Zollamt ein farbiger Pfahl steht, der die Grenze zwischen den beiden Ländern markirt. Man ist schon auf holländischem Boden, und man findet noch keinen Unterschied. Dort wie hier sind die Häuser überall niedrig und sauber; die Sprache und die Ausdrucksweise sind dieselbe. Auch die Typen sind nicht verschieden. Es sind die gewöhnlichen Physiognomien aus der Gegend der Unterschelde, die starken, ziegelfarbigen Gesichter, die eckigen Kinne, die träumerischen Augen, der langsame, gemessene Gang. Die holländischen Frauen kleiden sich, wie die in der Campine. Bei den Män-

nern fangen die Hosen aus Baumwollesammet an, sich oben zu erweitern, und Blau ist auch die Lieblingsfarbe der holländischen Brabänter, während die nördlichen Antwerpener die schimmernden braunen Nuancen, kastanienbraun und braunrot, vorziehen.

Gegenüber der holländischen katholischen Kirche, die zweihundert Meter von der Grenze entfernt liegt und ebenso häßlich ist, wie die des belgischen Pütte, erhebt sich auf dem Platze eine eherne Büste, eine strahlende, blühende Figur von energischem Ausdruck. Der Untersatz schließt einen Grabstein ein, der mehrere Jahrhunderte älter ist als das Monument. Es ist die Büste und das Grab Jakob Jordaens'. Dieser Künstler war — ein Opfer der religiösen Verfolgung — unter der spanischen Herrschaft verbannt worden und später bis zur Grenze seines Vaterlandes zurückgekehrt, um dort zu sterben. Da die katholische Intoleranz ihn noch nach dem Tode verfolgte, so wurden die Ueberreste des Lutheraners aus dem geweihten Felde verwiesen und am Rande der Kirche begraben.

Heute ruhen die Gebeine des Verworfenen noch immer außerhalb des gesegneten Raumes. Aber was kümmert sich um diesen Ostrazismus der meisterhafte Maler der Bambocciaden, der vlämische Freund der

Kirmessen, der Bewunderer des üppigen Kultus der Materie, der Sänger der dicken Bäuche, der mächtigen Fässer und der roten, freudigen Gesichter der Biertrinker! An dem Orte, wo seine langhaarige Büste thront, die von Jef Lambeaux, dem jordaenesken Bildhauer, so nervig gemodelt wurde, findet Jordaens einmal im Jahre den kühnen, ungezwungenen Ausdruck des ländlichen Lebens wieder und wohnt noch einmal den Trink- und Eßgelagen bei, in denen vor dreihundert Jahren sein Pinsel sanguinische Kraft schöpfte.

Die Pütter Kirmes, die letzte des Jahres in der Antwerpener Provinz, ist eher als das St. Dionysiusfest, an dem der orthodoxe Patron des Fleckens gefeiert wird, eine massenhafte Pilgerfahrt, die zu Ehren des glorreichen Ketzers veranstaltet wird.

Sowohl der holländische, wie der belgische Teil des Dorfes lebt das ganze Jahr hindurch ruhig in den Tag hinein. Ein Schmuggler, der von den Zollwächtern festgenommen wird, Landstreicher, die über die Grenze kommen, der Durchritt von Gendarmen, welche Wilddiebe oder ausgewiesene Vagabunden verfolgen, eine Bande Zigeuner, Kesselflicker oder Bärenführer, die an die Grenze zurückgeführt werden, oder, was allerdings noch seltener ist, ein

Messerstreit zwischen Flamändern und Holländern, das sind die einzigen Ereignisse, welche den regelmäßigen Lebenslauf der Fuhrleute, Holzhändler, Handwerker und der wenigen Pächter, welche die Bevölkerung dieses Dorfes bilden, unterbrechen. Sobald aber die Kirmes kommt, wird dieser verlorene, traurige Winkel während dreier Tage, vom Sonntag bis zum Mittwoch, der Schauplatz eines ausgelassenen Karnevals und der Sammelort von tausend „Kirmesgecken“ aus den Städten und Döfern in einem Umkreis von fünf Stunden.

Die Ankommenden können nur mit Mühe auf der Straße, auf welcher die Messe aufgeschlagen ist, vorwärts dringen. Zwischen zwei Reihen von Baracken und Krambuden wogt und drängt und tummelt sich eine bunte Menge, die durch den weiten Gang und das viele Essen und Trinken aufgeregt ist. Die Wagen sind gezwungen, am Eingange des Dorfes auszuspannen, obschon die wilden Insassen dem Kutscher das Recht bezahlt zu haben glauben, einige Fußgänger zu überfahren.

Man wird ganz betäubt von dem Höllenlärm, den jene wimmelnde Menge macht. Und dazu ertönen noch Trommeln, Gongongs, Klingeln, Tamburine, Schnarren und alle möglichen Instrumente.

„Hanswors't“, der vlämische Cassander, macht Parade, wobei er sein mit Mehl gefärbtes Gesicht den Ohrfeigen und den Hinterteil den Fußtritten darhält. Eine gelbe Lenormand, knochig wie eine Mumie, erklärt mit ihrer prophetischen Rute die außen auf ihrem Häuschen gemalten Symbole. Ein Mann, der Volkslieder feil hält, kreischt vor einem Plakate, das die wichtigsten Scenen eines sensationellen Verbrechens darstellt. Die Caroussells mit ihren gesprenkelten Pferden, auf denen eine ganze Menge sitzt, drehen sich in schwindelnder Eile.

Die Baracken, welche nach der Straße hin geöffnet sind, enthalten eine Reihe von Tischen, um welche die Fresser ganze Schüsseln voll Muscheln verzehren, wobei sie das Löwener Bier nicht vergessen. Anderwärts werden Heringe, Küchlein, Waffeln oder Kartoffeln gebraten. Manche machen sich über die Schellfische her, die noch nach Meerwasser riechen, und hauen gefräßig mit den Zähnen drein, indem sie das zähe Fleisch bis zur Gräte verzehren. Wenn sie dann nichts anderes mehr zu thun haben, kaufen sie sich Haselnüsse, stecken ganze Hände voll davon in die Tasche, um dieselben, während sie herumbummeln, zu knabbern oder die Schalen davon den ihnen bekannten Mädchen ins Gesicht zu werfen. Die Städter

kaufen gewöhnlich holländische Lebkuchen, die mit Orangeschalen und Fruchtstücken besetzt sind. Die gescheiteren von den Bauern kaufen sich nützliche Sachen und bleiben vor den Läden mit Messingwaren, Handwerkssachen, Ackerwerkzeugen, Kleidern oder Schuhen stehen. Kittel, Westen, alte Röcke, abgenützte Uniformen und allerlei andere Kleider baumeln dort an den Stangen. Die Kittel sind aufgeblasen, wie wenn der dicke Rücken ihres zukünftigen Besitzers schon darin stecken würde. Die Sammethosen erinnern an die soliden Glieder und die freien Bewegungen des Feldarbeiters, der sie vielleicht schon bald anziehen wird.

Aus dem wimmelnden Ameisenhaufen erhebt sich ein warmer Geruch, den die feuchte Luft nicht mehr auflösen kann, und der durch das Aneinanderstoßen der Hin- und Hergehenden nur noch vermehrt wird. Ganze Banden von lustigen Zechern jagen in einer Reihe durch die Menge hindurch, wobei sie die Hände auf die Schulter des Vorhergehenden legen oder Arm in Arm die ganze Breite der Straße einnehmen, um mit den anderen Leuten zusammenzustoßen oder wohl auch während des Tumults einem Mädchen einen Kuß geben zu können.

In den Schenken führen die Kupferinstrumente

unharmonische Luren auf, nach denen die Bauernpaare schwerfällig herumspringen. Diese scheinbare Schwerfälligkeit wird bald in wildem Rausche erwachen, denn bei Einbruch der Nacht lassen all die sinnlichen Gelüste sich weniger leicht bezähmen, und von den gesalzenen Fischen und dem geräucherten Fleische wendet sich der Appetit nach den frischen lebenden Gliedern.

III.

Wie jedes Jahr, so amüsirten auch diesmal Kees Doorik und seine Begleiter sich bei diesen extravaganten Scenen. Sie gingen mehrmals an der zwei Kilometer langen Reihe von Baracken vorbei und ergötzten sich an allem, was sie da sahen, hörten und rochen.

Der Bürgermeister Sap, ein lustiger Bruder, drang in die Bude einer „dicken Frau". Die anderen warteten, bis er wieder herauskam, und all die von Dinghelaar, mit Ausnahme von Kees, der inzwischen nachdenklich geworden war, da ihm die Trennung von seiner Meisterin schon zu lange schien, brachen in ein lautes Gelächter aus, als Sap erklärte, man habe ihn bestohlen, denn seine verstorbene Meisterin habe noch dickere Waden und Schenkel gehabt als die Riesin. Bald aber fand Flüp Sap, daß „sein Bär zu tanzen anfing"; er bezeichnete nämlich damit das Knurren seines Magens. Wahrscheinlich wirkte

dieser Bär ansteckend, denn die anderen folgten seinem Beispiel, und deshalb beschlossen alle, zusammen in ein Gasthaus zu gehen, wo sie sich an Eiern mit Speck und holländischem Käse ergötzten.

Es war schon dunkel, als die Fresser noch am Tische saßen. Sie hatten ihre Mahlzeit mit zahlreichen Litern Antwerpener und Löwener Bier begossen. Nur Kees aß ohne Lust. Seine Freude war vorbei, seitdem die Meisterin sich entfernt hatte. Bella versuchte umsonst, ihn anders zu stimmen; aber sie dachte nicht im geringsten daran, aus welchem Grunde der Narr von heute morgen auf einmal so traurig geworden.

„All dieser Lärm hat mir den Kopf ein wenig verdreht; das wird bald vergehen, meine liebe, kleine Bella," sagte Kees, indem er einen freieren Ton anzuschlagen suchte.

„O ja, das wird schon vergehen," fügte Bella hinzu. „Beim Tanzen werden wir das Kopfweh in die Schuhe hinabfallen lassen und dann auf den Boden . . . das ist ein gutes Mittel."

„Ist es noch nicht Zeit, die anderen in den Moerjan aufsuchen zu gehen?" fragte Kees.

Uebersatt und bis an den Hals vollgestopft, konnten sich die anderen nur mit Mühe aufheben.

Vor der Thür stießen sie noch auf Chiel Dhaenens, der sich ihnen ebenfalls anschloß.

Als sie zum Moerjan, der abseits in Holland lag, kamen, saßen die Meisterin Cramp, die Andries', der Vetter und die Basin Stevens, sowie noch einige Gäste aus den umliegenden Dörfern schon am Tische. Unter den Gästen befand sich ein Fremder, den Kees bald bemerkt hatte.

Es war ein Kerl von etwa zwanzig Jahren, breitschulterig, mit einem starken Halse und dicken Händen, einem runden, verbrannten Gesichte, mit Backen voller Flecken, einem großen sinnlichen Munde, mit ungleich geschnittenen flachsblonden Haaren, einer kühnen Doggennase und grünblauen, hinterlistigen Augen. Es konnte Kees gar nicht gefallen, daß dieser leichtsinnige Mensch, der seine Mütze übers Ohr hängen ließ und ein Paletot, ein weißes Hemd und eine Krawatte trug, bei der Witwe Cramp sich schön zu machen suchte. Er erzählte ihr nämlich allerlei mutwillige Späße, und das schien sie so sehr zu amüsiren, daß der Stutzer gar nicht daran dachte, den Arm, den er ihr um den Leib geschlungen, zurückzuziehen. Janneke, immer seiner Rolle getreu, beobachtete, welchen Eindruck der Eindringling auf den Krauskopf machte, und er beeilte sich, Kees alles mit-

zuteilen, was er über die Verhältnisse und den Charakter des dicken Burschen wußte.

Jürgen Faas war der einzige Sohn eines Gutsbesitzers von Beirendrecht. In Erwartung der väterlichen Erbschaft ging er müßig umher, aber er war immer bereit, den Ruf seiner Gemeinde aufrecht zu erhalten, wenn es galt, mit halben Litern zu kämpfen. Das machte dem Alten viel Kummer, denn er hatte gehofft, in seinem Sohne einen Gehilfen zu finden. Entmutigt durch die Unverbesserlichkeit des Bummlers, hätte der alte Faas fast gewünscht, er möchte eine schlechte Nummer ziehen, aber Jürgen kam am Waffenrock vorbei. Nachdem der fidele Junge hierbei Glück gehabt hatte, führte er sein verlottertes Leben ruhig weiter. Man verzieh ihm vieles wegen des „Quibus", den er später erhalten sollte, und besonders wegen der Freigebigkeit, mit der er denselben schon im voraus ausgab. „Es ist ein guter Junge!" sagten die Leute aus seinem Dorfe und der Umgebung, wenn von ihm die Rede ging. Hätte er sich etabliren wollen, so hätte es ihm nicht an guten Gelegenheiten gefehlt. Aber Jürrie wollte seine Freiheit behalten und dem liederlichen Leben nachgehen, so lange es ihm gefiel; er wollte mit seiner unbeständigen, sinnlichen Person überallhin spazieren gehen, wo es nur

zu zechen gab: auf die fetten „teerdagen“, an denen sich die Bruderschaften amüsirten, auf die Kirmessen, wo es Würste und Kuchen gab, auf die Festtage der Weiler im Polder und in den Dünen. Diesesmal hatte seine feine Nase ihn zu seinen Freunden, den Stevens, geführt, wo er mit Annemie, den Andries' und zahlreichen Vettern und Verwandten der Gastgeber zusammentraf. Diese Gesellschaft hatte die feinen Stücke eines fetten Schweins von den Ohren bis zum Schwanze unter sich verteilt. Dann hatten sie sich über mehrere Schüsseln Reis, mit Milch und Safran zubereitet und mit Zucker bestreut, hergemacht. Und da man diese ganze Last hinunterwürgen mußte, begoß man sie mit einem Fäßchen starken Kirmesbiers. Daher kam es auch, daß die Gäste von Meister Stevens alle fröhlicher und geschwätziger Laune waren.

In dem Saale drängten sich die Männer und die Frauen um die Tische. Die Bierpumpen waren ohne Unterlaß in Bewegung, die Pfeifen brannten beständig, die Gläser stießen aneinander, die Gäste versetzten sich gegenseitig zuweilen einen freundlichen Klaps, und unter den geschwärzten Balken der schon dreihundert Jahre alten Decke tanzten Säulen von Rauch.

Zwei junge Bauern traten in die Stube. Der eine trug unterm Arm ein Ferkel, das er auf der Messe gekauft hatte. Das rosige Tierchen, das so fett war wie ein hübsches rundes Nüdelchen, zitterte und grunzte vor lauter Furcht. Jürgen Faas redete den Mann mit dem Ferkel — es war ein Handlanger aus Stabroeck — an:

„He! Jan Flip! Roter Flip! Komm 'mal her! Was forderst Du für diesen Apostel?"

„Den bekommst Du noch nicht für den Dukaten, den Du in der Tasche hast, weißer Jürgen."

„Nur langsam, Flipeke. Mit dem, was ich in der Tasche habe, könnte ich das Ferkel mit seinem Herrn kaufen."

Indem er sich bei diesen Worten weit zurücklehnte und mit der Hand tief in die Tasche griff, warf er ein Fünffrankenstück auf den Tisch.

„Nur fünf Franken für ein ganzes Schwein?" bemerkte Flip. „Nicht einen Schinken!"

„Doch, alle vier, mein Bester ... Sagen wir sechs Franken und trinken wir ein Glas zusammen. Also, Frau Wirtin, zwei Glas! Willst Du?"

„Nein, acht Franken, oder ich will nichts mehr davon wissen, mein lieber Jürgen."

„Verfluchter Kerl, da hast Du acht Franken."

Als Jürgen nun im Besitze seines Tieres war, fing er an, dasselbe zu quälen. Er packte es mit beiden Händen, hielt die Nase vor dessen Schnauze und blies ihm Tabakrauch in die kleinen verlegenen Augen.

Annemie mischte sich jedoch dazwischen:

„Wie können Sie sich doch solch ein armseliges Tierchen aufladen? Es wird kaput sein, ehe Sie nach Beirendrecht kommen?"

Aber Jürgen wollte sich für seine acht Franken amüsiren. Auf einmal fand er seinen Spaß daran, das Tier unter die Röcke seiner Nachbarin laufen zu lassen, und als die Witwe sich wehrte, sagte der lustige Bruder, indem er unter den Tisch kroch, er wolle bloß sein Tier wieder haben. Die Frauen schrieen alle zugleich, aber es war besonders die Meisterin, die seinen Angriffen ausgesetzt war. Sie war feuerrot geworden und schrie aus vollem Halse.

„Gnuff, gnuff! Es ist das Ferkel!" sagte Jürgen, indem er noch immer unterm Tisch herumwühlte.

Im ganzen Saal hielt man sich dabei den Bauch vor Lachen. Die Bauern stießen ihre Frauen in die Seite, und in allen Ecken hörte man: „Hi, hi! Es ist das Ferkel!"

Das Tier hatte sich inzwischen in eine Ecke ge-

flüchtet, und nun machten sich alle auf, um es wieder einzufangen.

Mitten in dem Tumult wurde ein Tisch umgestoßen, die Gläser rollten zur Erde und zerbrachen in tausend Stücke.

Als der Tumult ein wenig vorüber war, sagte Wannes Andries, der über den verlaufenen Beirendrechter und seine leichtsinnige Schwester unruhig zu werden anfing:

„Laßt uns gehen; es ist genug der Tollheit!“

So machte man sich denn auf. Aber Jürgen reklamirte sein Ferkel. Das geplagte Tier hatte das Ausgehen eines Gastes benützt, um sich durch die halbgeöffnete Thüre davonzumachen.

„Bah! Das Spiel ist zu Ende. Man hat doch wenigstens dabei gelacht!“ bemerkte der Lustigmacher ganz verständig.

Sie begaben sich nach dem Dorfe hin. Der Lärm hatte jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Man hörte denselben schon aus der Ferne, und die Lampen der Buden leuchteten wie rote Flecken in der dunklen Nacht.

Jürgen ging neben der jungen Witwe einher.

„Meisterin Annemie, was halten Sie doch von mir?“ fragte er sie.

„Sie sind ein drolliger Mensch, aber ich mag solche Leute gut leiden.“

„Das Leben ist kurz, die Kirmessen sind selten. Man findet nicht jeden Tag ein Paar passender Schuhe.“

Sie nickte beifällig zu diesen Sprüchen, aber im Grunde war sie träumerisch und verlegen. Dieser Bursche amüsirte sie nicht bloß, sondern fing auch an, ihr zu gefallen.

Jürgen wurde immer kühner.

„Meisterin,“ sagte er auf einmal mit einem scheinbar spöttischen Tone, der aber eine gewisse Erregung verriet, „Meisterin, wenn eine solide Frau wie Sie so ein Pfarrkind wie mich haben wollte, ich glaube, der Pfarrer von Dinghelaar wäre wohl auch damit einverstanden. Was meinen Sie dazu?“

„Das sind Dummheiten,“ antwortete sie, indem sie ebenfalls einen gleichgiltigen Ton anzuschlagen suchte. „Solcherlei Zeug reden die Junggesellen immer, wenn sie getrunken haben.“

Er gab jedoch nicht nach:

„Lachen Sie über mich, Meisterin, aber sagen Sie nicht nein. Man wird alles müde, selbst Witwe zu sein oder ein herrliches Leben zu führen. Wo des Pfarrers Predigten umsonst sind und der alte Faas

sich umsonst ärgert, da könnten Sie noch etwas fertig bringen, Meisterin Cramp. Ihnen zu lieb würde ich mich bessern und ein anderes Leben anfangen. Werden Sie doch die meinige!"

„Großes Kind, man sollte sagen, Sie seien noch ein unschuldiger Junggeselle. In Ihrem Alter hat's noch Zeit!"

„Hören Sie 'mal," flüsterte er ihr zu, „überlegen Sie sich's. Ich weiß eine gute Idee. Da ich einen schlechten Namen habe, so könnten Sie mich wohl auf die Probe stellen. Um anzufangen, werde ich bloß den Knecht spielen. Und wenn ich fleißig wäre, könnte ich vielleicht vom Hängeboden des Knechtes ins Bett der Meisterin hinabsteigen."

„Man sieht, daß Jürgen Faas gern Spaß macht," erwiderte Annemie, ohne näher auf seinen Vorschlag einzugehen.

„Nein, sehen Sie, ganz offen gestanden, Sie gefallen mir, und um auch Ihnen zu gefallen, würde ich mich bessern und das Muster aller Arbeiter werden, so sanft und so verständig wie ein Lämmchen. Mein Vater wäre Ihnen dankbar für dieses Wunder. Da könnten Sie noch jemand glücklich machen."

Sie hatte keine Zeit, ihm zu antworten. Da sie wieder an die Baracken gekommen waren, kam eine

lange Reihe von Jungen und Mädchen aus der Stadt Hand in Hand ihnen entgegengelaufen, und hüpfend schrieen sie: „Sa pater kiest'er?“

Das ist der erste Vers eines Volksliedes, in welchem der spöttische Geist der Antwerpener in voller spanischer Schreckensherrschaft mit den galanten Schwächen der Mönche, ihrer Inquisitoren, den Spott trieb.

Die kleine Truppe will sich im ersten Momente zwar auf die Seite ziehen, aber die Kette wirft sich über sie, wie ein tausendfüßiges Tier. In einem Augenblick sind die Leute von Dinghelaar von einander getrennt, ihre Hände werden von anderen Händen ergriffen, und alle werden mit Gewalt in den Strudel hineingezogen.

„Sa pater kiest'er!“ schreien alle zusammen, und auf einmal wendet sich die ungeheure Schlange zurück, der Kopf vereinigt sich mit dem Schwanze, und man fängt an, um das Standbild Jordaens' zu tanzen. All die von Dinghelaar, der „Potztausend“ düster jammernd, Janneke mit weinerlichem Gesicht, Kees Doorik griesgrämisch, und der dicke Teun Sap lachend, und die runde Bella, und die Stevens und Looke und Sus Dras und Chiel Dhaenens und sogar Annemie werden mir nichts dir nichts von den Tänzern mit in die Runde hineingezogen.

Der Zufall will, daß gerade Jürgen allein neben der Statue in der Mitte des drehenden Kreises bleibt. Von dem allgemeinen Taumel mit fortgerissen, macht er Kreuzsprünge, geht einwärts, macht ein Chassé gegen die Rechte und gegen die Linke, macht halbe Tanzschritte vorwärts, wie ein Verrückter, und je höher er das Bein hebt, desto lauter schreit und desto schneller tanzt die Sarabande. Sie singen:

„Lieb' Väterchen, such hier
Schön Nönnchen Dir,
Und nimm's aus unserm Kreis ...“

Jürgen ist „lieb' Väterchen“. Er läßt sich diese Erlaubnis nicht zweimal geben. Seine Wahl ist bald entschieden. Welche Frau hätte er wohl der Witwe Cramp vorziehen können? In dem Augenblicke, wo sie an ihm vorbeikommt, ergreift er sie, umarmt sie und tanzt einen Walzer mit ihr um das Monument, während die Menge sie in ihrer drehenden Bewegung einschließt. Der „Potztausend“ kann sich dagegen auflehnen, soviel er will: er muß mit herum; seine Heuschreckenbeine bewegen sich unwillkürlich, die ehernen Fäuste seiner Nachbarn — zwei starke Kerle von den Docks — zwingen ihn dazu; je mehr er sich wehrt, desto mehr zerdrücken deren knorrige Hände

ihn, und da er nach Hilfe ruft, übertönt das wilde Lied seine Stimme. Jetzt brüllen sie:

„Drei Küsse soll ich kriegen,
Bevor ich geh' von hier . . .“

— — — — — — — — — — —

Und sogleich hörte man drei laute Küsse. Diese wirken noch anders auf die Gecken als die Klänge der Musik, denn sie sind das Signal einer allgemeinen Umarmung. Ein jeder sucht seine Begleiterin oder nimmt die erste beste, die ihm in die Hände fällt. So muß die Meisterin Stevens einen bärtigen Riesen, einen Lotsen, küssen; Bella ergötzt mit ihren dicken Backen die ungestüme Zärtlichkeit zweier Cigarrenarbeiter, und eine ungeheure Fischhändlerin springt Wannes an den Hals.

Das war ein unbeschreibliches Gewirr, das den lächelnden Mund des hochfarbigen Malers, des donnernden Heroldes der freien Liebe und des fröhlichen Schmauses, bis zur Grimasse verziehen mußte.

Das Geschrei dauerte noch ein paar Minuten, und als die fremde Horde vorbei war — sie hatte schon bald wieder eine schlangenartige Kolonne gebildet, um weiter fort in Holland denselben Spaß noch einmal anzufangen — bemerkten Kees Doorik, Wannes

und die übrigen, die wie aus einem Traume erwachten, daß Jürgen Faas und die Witwe Cramp nicht mehr bei ihnen waren.

Wo sollten sie wohl hingekommen sein?

„Potztausend“ fing an zu lamentiren, er habe es für einmal genug mit dieser Pütter Kirmes, und er verfluchte das Lumpengesindel aus der Stadt, das daran schuld war, daß die beiden verschwunden waren. Man durchstreifte die Messe nach allen Richtungen, aber es wäre ebenso leicht gewesen, eine Nadel aus einem Heubündel herauszusuchen, als zwei Christenkinder in diesem ausgelassenen Durcheinander.

Auf den Vorschlag Kees' fing man an, aus einem Wirtshaus ins andere zu gehen, sowohl diesseits als jenseits der Grenze, in den drei Weilern. Man glaubte, auf diese Weise müsse man die Verlorenen schon wiederfinden.

„Bah! Die treiben ihren Spott mit uns!“ sagte Bella, die ihre Freude an diesem Vorfall fand. „Es sind doch keine Kinder mehr. Sie werden wohl zum Tanze sein. Ich meine, wir thäten am besten, auch tanzen zu gehen.“

„Was mich anbelangt,“ erklärte Flüp Sap, „so genügt mir schon der Tanz, den ich mitmachen mußte.“

„Ich aber habe jetzt erst recht Lust bekommen,“

sagte Bella, „ich will fortfahren. Gehen Sie mit, Kees?“

„Ja, gehen wir alle!“ rief Sus Dras, der schon Looke, das Mädchen aus der Krähe, mit fortzog. „Komm, Kees, wir werden noch Zeit genug haben, zu träumen: Du beim Dreschen in der Scheune, ich, wenn ich mit der Kelle drauf losfahre. Benützen wir die schöne Zeit.“

„Später, liebe Bella!“ erwiderte Kees, „später, wenn wir die Meisterin Cramp wiedergefunden haben, so lange kann Chiel mich ersetzen.“

„Wie Sie wollen,“ antwortete Bella, obschon es ihr nicht recht gefiel. „Ich zähle auf Sie, ehe wir nach Dinghelaar zurückkehren. Wollen Sie mit mir tanzen, Chiel?“

„Ich habe kein Geld,“ entgegnete dieser, indem er unter den Kittel griff, um nach seiner Geldtasche zu sehen. Seine Stimme und seine prahlende Miene sagten übrigens schon das Gegenteil, und er ging also mit Bella, Looke und Sus davon.

Nachdem die anderen fast eine Stunde lang gesucht hatten, fanden sie den jungen Faas und die Meisterin Cramp in einem ganz gemeinen Wirtshause an der Grenze von Pütte-Cappellen bei Belgien. Die beiden gaben vor, sie hätten sich dem Gedränge

entziehen wollen, und sie seien deshalb ein wenig weitergegangen. Annemie sagte, sie seien noch einmal solchen „mizevangers“ („Meisenfängern“) begegnet, die ebenso verrückt gewesen seien, wie die um das Monument Jordaens'. Nein, ohne die Hilfe Jürgens wäre sie nie und nimmer lebendig aus diesem Gedränge gekommen. Uebrigens zeigten ihre zerknitterten Kleider zur Genüge, was sie hatte durchmachen müssen.

Wannes Andries erlaubte sich die Bemerkung, dieser Ort sei doch gar sonderbar gewählt gewesen, um sie wiederzufinden; das sei doch die letzte Herberge, an die man denken könne, und deshalb hätten sie diese Kneipe erst betreten, nachdem sie alle anderen Wirtshäuser durchsucht hatten. Während er das sagte, schien sein verstohlener Blick irgend eine Enthüllung auf den getünchten Wänden zu lesen, von denen der Bewurf herabfiel, und auf den schmutzigen Vorhängen, die ein in der Mauer stehendes Bett verhüllten. Wenn er in Gegenwart von Annemie es gewagt hätte, so hätte er die Besitzerin des Wirtshauses schon gefragt. Es war das eine kleine, runzelige Alte, braun und pockennarbig, die hinter ihrem Comptoir auf einem Schemel saß und mit ihren schielenden Augen blinzelte wie eine Eule im Sonnenlicht.

Jürgen übernahm lachend die Verteidigung des Lokals. Wer kannte denn nicht in Pütte und weithin in der Runde die Wirtschaft von Grietje Dhag „zur grünen Katze“? In diesen verrückten Tagen, wo die besten Wirtshäuser einem lauter Mischmasch und zusammengeschüttete Reste aus den Gläsern vorsetzen, war die einfache Schenke von Grietje ein wirklicher Zufluchtsort; man konnte doch wenigstens dort ausruhen und ganz gemütlich eine „Drüppel“ von authentischem Genever oder altem Schiedam trinken, der nur noch besser mundete, weil er geschmuggelt war.

„He, he!“ bemerkte Grietje mit dem Kopfe nickend.

So war es eben; wenn auch der alte Maulwurf das Aussehen einer Kupplerin hatte, so war doch wenigstens ihre Ware nicht verfälscht.

Bella Sap, Looke und ihre Tänzer fanden auch ihre Gesellschaft wieder. Sie rühmten sich, überall getanzt zu haben. Bella erklärte, sie sei noch nicht müde, und sie reklamirte den ihr von Kees versprochenen Tanz. Der Bürgermeister erinnerte jedoch ans Heimgehen.

„Nun, dann ist's gut bis zum nächsten teerdag der Amicitia,“ sagte Bella, die sich wieder darein ergeben mußte.

Vor der Thüre nahm man Abschied von den

Vettern Stevens und auch von Jürgen Faas, der bei diesen über Nacht blieb.

„Wann werden wir uns wiedersehen?“ fragte der Blonde aus dem Polder, indem er lange die Hand der Witwe drückte.

„Das weiß Gott! Vielleicht eher als wir meinen!“

„Denken Sie auch noch an mein Anerbieten, bei Ihnen in den Dienst zu treten?“ fragte er sie ganz leise ins Ohr, und zwar so nahe, daß der warme Atem des starken Jungen sie angenehm kitzelte.

Sie antwortete nicht direkt auf seine Frage, aber sie sagte zu ihm:

„Wenn Sie an Dinghelaar vorbeikommen, so vergessen Sie den Weißhof nicht. Gute Nacht!“

Wannes Andries machte sich nun voran mit seiner Schwester; Bella Sap und ihr Vater folgten mit Chiel Dhaenens, einem der Freier des gemütlichen Mädchens; Sus Dras führte Paulke, und erst hinter ihnen kam Kees mit Janneke.

Da es schon spät in der Nacht war, war die Straße nicht mehr so belebt. In der Mitte trollten noch einzelne Scharen von Böllern daher, bis sie von einem verspäteten Omnibus auseinandergetrieben wurden, der hinter sich den roten Schein seiner Laternen zurückließ. Je weiter man sich von Pütte entfernte,

ging das Röcheln der Orgeln in ein dumpfes, dissonirendes Geräusch über, so traurig, daß man hätte weinen mögen.

„Dieser dicke Jürgen Faas ist doch zu drollig, meinen Sie nicht auch, Kees?“ murmelte der kleine Janneke, als ob er an nichts anderes gedacht hätte, seitdem sie von Pütte fort waren. „Wissen Sie auch, daß dieser Mensch etwas hat, dieser lustige Bruder? Die Basin Stevens sprach von dreimal fünfzigtausend Franken ... Ein flotter Kerl und ein dicker Bauernjunge, das wäre ein guter Herr für den Weißhof ...“

„Sei still,“ erwiderte Kees, den diese Worte um so mehr quälten, als sie das unerbittliche Echo seiner eigenen Gedanken waren, „um Himmels willen, halt doch den Mund, Kleiner!“

Und er zerdrückte fast den mageren Arm des spöttischen Buben mit seinen zusammengekrampften Fingern.

IV.

Nach der Pütter Kirmes kommt der Winter sehr schnell heran. Auf den Feldern sind die Sommerarbeiten vollendet. Die Ländereien sind gepflügt und gedüngt und haben den neuen Samen in sich aufgenommen. Während mehrerer Tage ging Kees Doorik mit seinen schweren Schuhen durch die schmierigen Furchen und verrenkte sich fast den Arm mit der regelmäßigen Bewegung des Säens, mit diesem weiten Wurf, um den man ihn beneidet, weil er so genau die Menge des Korns abzumessen weiß.

Jetzt hat der Krauskopf diese letzte Arbeit vollendet. Nun ruht der Polder; der lehmige, fette Boden glänzt unter dem Platzregen, und Scharen raubender Raben lassen sich an demselben Orte nieder, wo sonst die Lerchen nisteten.

Bald kommt Allerheiligen und Allerseelen. Die Arbeiten konzentriren sich im Innern der Höfe, in

den Scheunen, aus denen das Geräusch der Flegel und die Lieder der Getreideschwinger kommen.

Auf dem Weißhof leitete Kees das Dreschen und begleitete die Fuhren, die verkauft wurden. Er machte sogar an einem Tage viermal den Weg von Dinghelaar nach der Stadt.

Noch nie hatte der treue Kees so viel Thätigkeit entfaltet, aber auch noch nie war er so schlecht dafür belohnt worden. Es war keine Gleichgiltigkeit mehr, sondern eine offene Abneigung, die die Meisterin ihm gegenüber an den Tag legte. Das eingeschlossene Leben im Winter, die langen und frühen Abende hielten ihn öfter unter ihren Augen bei der Arbeit zurück. Sie fing an, ihn förmlich zu plagen, wurde mißtrauisch gegen ihn, schnüffelte überall an seiner Arbeit herum oder suchte in Gegenwart der untergeordneten Knechte mit ihm zu zanken. Kees geduldete sich und suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß Jürgen Faas, in dem er instinktiv einen Nebenbuhler erraten hatte, seit der Begegnung zu Pütte noch nicht den Fuß auf den Weißhof gesetzt hatte. Kees nahm daher an, die Vertrautheit, die der Verführer bei der jungen Witwe gezeigt hatte, hätte keine weitere Folge als andere Ausgelassenheiten der Kirmes. Er konnte auch die sonderbare

Laune seiner Meisterin anderen Ursachen zuschreiben. Annemie schien leidend zu sein: die Farbe ihrer Wangen wurde bleicher, oder zuweilen färbte eine lebhafte Röte ihre Oberbacken; oft hatte sie des Morgens einen blauen Ring um die Augen, und ihre Lider waren niedergeschlagen; in gewissen Augenblicken machte sie sich an die Arbeit mit einer fieberhaften Hast; anderemale war es eine Mattigkeit, eine plötzliche Saumseligkeit, die sie ganze Stunden hindurch düster und verfroren vor dem Herde festhielt, und während sie die Füße an den Feuerblock hielt, waren ihre Blicke unbeweglich auf die brennenden Scheite gerichtet.

An einem Februarmorgen, als die Meisterin mit ihren Leuten gefrühstückt hatte, fragte sie:

„Hat jemand die Eier weggenommen?“ Und dabei blickte sie mißtrauisch rund um den Tisch.

Janneke, die Knechte und die Mägde behaupteten alle, sie seien nicht im Hühnerstall gewesen. Nur Kees sagte nichts, da er es für überflüssig hielt, auf eine Frage zu antworten, die nur an die untergeordneten Knechte gerichtet sein konnte. Aber Annemie faßte die Sache anders auf:

„Und Sie, Kees?“ fragte sie.

„Ich, Meisterin?“ sagte er, ganz außer sich über diese Frage.

„Nun ja, ich denke, die Eier sind für Sie nicht weniger verlockend als für die anderen.“

„Meisterin, Sie wissen wohl, daß ich, seitdem Sie hier auf dem Weißhof sind, nicht ein einzigesmal die Hand in den Eierkorb gestreckt habe.“

„Es wäre noch kein großes Verbrechen, wenn Sie die Eier diesen Morgen herausgenommen hätten, aber sobald Sie das verneinen, muß ich Ihnen wohl glauben.“

„Wenigstens so lange Sie mich nicht auf einer Lüge erwischt haben!“ antwortete Kees, der durch die verdeckte Andeutung der Meisterin sich verletzt fühlte.

„Schon gut, schon gut! Wir wissen Sie ja zu schätzen, Kees. Die Herrin wird doch noch das Recht haben, ihre Untergebenen zu überwachen? Ich will von jetzt an näher auf Ihre Arbeit acht geben; denn das ist jedenfalls sicher: die Eier waren da; gestern abend zählte ich deren neun.“

Kees ging hinaus, aber einige Minuten später, als die anderen Knechte sich nach verschiedenen Seiten entfernt hatten und Annemie allein blieb, trat er ins Zimmer.

Was ihm, der doch die Uneigennützigkeit selbst war, auf dem Herzen lag, das war, daß sie ohne Grund seine erprobte Ehrlichkeit in Zweifel gezogen

hatte, und noch dazu vor diesen Taglöhnern und dieser Stallmagd, die so gemein wie neidisch waren, die sich jetzt über ihn lustig machten, weil der Meisterknecht mit ihnen auf eine Linie gestellt worden war.

Er fand die Meisterin niedergeschlagen vor dem Herd sitzen, den Rücken nach der Thüre gewendet. Sie war so sehr im Nachdenken versunken, daß sie ihn nicht herankommen hörte.

„Meisterin Annemie!“ sagte er, und bei dem traurig ernsten Tone dieser Stimme fuhr sie auf und schaute nach ihm hin, während ein Ausdruck des Aergers auf ihrem Gesicht bemerkbar wurde.

„Ach, ich meinte, Sie seien aufs Feld. Was gibt es denn noch?“

„Meisterin,“ sagte er, „seit einiger Zeit glaube ich bemerkt zu haben, daß ich in diesem Hause zu viel bin. Anfänglich wollte ich mir selbst einreden, daß meine Augen und meine Ohren sich irrten. Was Sie mir vorhin gesagt haben, kann mir keinen Zweifel mehr lassen. Sie sind ärgerlich auf mich, Meisterin Annemie, und deshalb frage ich Sie um die Erlaubnis, ganz ruhig und ohne Streit fortgehen zu dürfen. Ich bin des Brotes überdrüssig, das man hier auf dem Weißhof ißt.“

„Wie Sie wollen, mein Junge. Ich will Herrin

bleiben. Wenn Sie keine Bemerkung ertragen können, so suchen Sie sich einen bequemeren Meister. Ich halte Sie nicht zurück.“

Das sagte sie in einem fast zornigen Tone.

„Meisterin Annemie,“ fuhr Kees fort, „ich habe Sie eines Tages beleidigt, verzeihen Sie mir das, ich wußte nicht mehr, was ich machte. Der treue Freund konnte sich vergessen, der Knecht hat nie seine Pflicht versäumt, der Knecht hätte einen besseren Lohn erwarten dürfen. Nun gut, ich werde gehen.“

„Hören Sie 'mal, Kees,“ antwortete sie jetzt sanfter, denn sie war doch unwillkürlich gerührt. „Ich muß es wohl einmal sagen. Ja, es ist besser, Sie gehen fort. Ich habe Ihre Gedanken erraten, Ihre Augen haben mir's gesagt; aber so etwas ist unmöglich, mein armer Junge.“

„Haben Sie selbst denn nie daran gedacht, Annemie?“ fragte er mit beklommenem Herzen.

Sie lachte laut auf, aber ihr Lachen war ein gezwungenes.

„Nein, es ist doch noch ärger bei Ihnen, als ich geglaubt hatte; aber mein Bester, man würde uns alle zwei ins Narrenhaus schicken . . .“

Doch sie wurde wieder zärtlicher, wie wenn sie für ihn jenes oberflächliche Mitleid gehabt hätte, das

selbst die härtesten Frauen so gut zu zeigen verstehen.

„Sie sind ein guter Junge," fuhr sie fort, „ein treuer, guter Gehilfe. Sehen Sie, was ich eben sagte, sollte Sie nur veranlassen, ohne Aufsehen fortzugehen. Ach, wenn Sie doch wenigstens einen Namen hätten, den Namen Ihrer Eltern — vielleicht! Sie wissen wohl, daß die Leute sich über uns aufgehalten haben; mein guter Name hat darunter gelitten. Ich werfe Ihnen das nicht vor, aber ich würde doch lügen, wenn ich sagte, das hätte mir nichts ausgemacht. Sie haben recht, es ist besser, wir bleiben nicht bei einander. Gehen Sie fort von hier und sogar fort aus dem Dorfe. Ach, Kees, thun Sie doch das mir zu lieb. Denken Sie an Nelis Cramp, Ihren Wohlthäter, und stören Sie nicht die Ruhe seiner Witwe. Ich jage Sie nicht fort, verstehen Sie wohl, ich werde Ihnen Geld geben . . ."

Sie weinte, während sie all das sagte, aber ihre Worte waren die eines klugen Weibes, das alles reiflich in Erwägung gezogen hat, bevor es einen Entschluß faßt. Die Anspielung auf die Wohlthaten Cramps benahm dem armen Jungen seine letzte Illusion.

„Ja," sagte er mit einem bitteren Tone, „Sie waren beide gut gegen mich. Ich hätte unrecht, mich zu beklagen, und ich hatte den Kopf verloren, als ich mir etwas einbildete, was nicht sein kann. Nun, das ist ja vorüber. Leben Sie wohl, Meisterin, ich gehe fort. Behalten Sie Ihr Geld: Sie sind mir ja nichts schuldig. Ich verdanke Ihnen alles. Meine Stelle ist frei. Ein schöner, reicher Junge mit einem Familiennamen braucht sich nur zu melden. Ich wünsche Ihnen alles Glück!"

Er richtete sich auf und ging hinaus, doch nicht ohne zu wanken. Sie schämte sich und wollte ihn zurückrufen, aber er war schon auf den Hängeboden hinaufgestiegen. Mit fast stumpfsinnigem Ausdruck und dem wehmütigen Tone eines Betrunkenen stimmte er ein Lied von Corepain, dem Musikanten, an, während er in einem alten, karrirten Tuche seine armseligen Kleidungsstücke — er war ja nur ein Bauernknecht, ein armer Teufel, — ein paar abgenutzte Bücher und seine Ersparnisse — vierhundert Franken in einem wollenen Strumpfe — zusammenband.

Die erste Person, der Kees beim Verlassen des Weißhofes begegnete, war Bella Sap.

„Guten Tag, Kees," sagte das Mädchen, „wo-

hin gehen Sie denn in diesem Pilgeranzug mit dem Bündel am Stabe?"

„Ach, Bella," sagte er, „ich verlasse den Weißhof. Ich habe mit der Meisterin Streit gehabt."

„Das ist Ihnen doch nicht ernst," antwortete Bella, die ihr chronisches Lachen vergaß, als sie die traurige Miene und das niedergeschlagene Aussehen des Burschen bemerkte.

„Doch, Bella, es ist ganz ernst. Ich muß fortgehen."

„Ist das denn so wichtig, was zwischen Ihnen vorgefallen ist?"

„Es ist nichts mehr an der Sache zu ändern."

Und er erzählte ihr den Vorfall mit den Eiern. Auf einmal aber, als er in den Augen Bellas eine freundliche Rührung zu bemerken glaubte, ergriff er ihre Hand und erzählte ihr sein ganzes Leid. Er war dem Schluchzen nahe, als er fortfuhr:

„Sehen Sie, Sie sind ein gutes Mädchen, Bella; ich kann Ihnen wohl alles sagen. Ich liebe die Meisterin Annemie; ich liebe sie so sehr, daß ich ihr es sagen mußte, aber sie ist zu stolz, es beleidigte sie, daß ihr Knecht sie liebte, und da hat sie denn einen Vorwand gesucht, um mich vom Weißhof fortzuschicken."

„Sie, Kees, Sie haben sich in die Annemie verliebt!“ rief Bella aus. „Aber das ist ja etwas Neues, nein, das ist doch zu komisch!“

Sie konnte sich vor Lachen nicht mehr halten, und sie mußte sich sogar die Thränen mit ihrer Schürze abwischen. So herzhaft hatte die lustige Schwester schon lange nicht mehr gelacht.

„Bah!“ konnte sie endlich nach diesem verrückten Lachen herausbringen, aber sie wagte es noch nicht, Kees ins Gesicht zu schauen. „Das ist kein Verbrechen. Trösten Sie sich; es gibt noch andere Höfe als der Weißhof, und noch andere Frauen, Kees, die so reich sind, wie die Witwe Cramp, und die würden den Antrag eines ehrlichen und tüchtigen Jungen, wie Sie, besser aufnehmen. Sie brauchen ja nur zu suchen: ich will Ihnen sogar helfen, wenn Sie wollen.“

Sie hätte fast noch mehr gesagt und sich ganz verraten, aber sie dachte, es sei ein schlechter Moment, um ihm das mitzuteilen, und sie fragte ihn etwas anderes.

„Aber was wollen Sie denn jetzt machen?“ sagte sie.

„Ich werde bei anderen Leuten in Dienst treten.“

„Hören Sie 'mal,“ beeilte sie sich ihm zu bemerken,

„kommen Sie zu meinem Vater. Er braucht einen Mann, auf den er sich verlassen kann. Ich habe ihn oft Ihre Arbeit und Ihren Charakter rühmen hören. Ich bin sicher, daß er Sie annehmen wird. Noch eins, erzählen Sie ihm nichts von Ihrer Liebe zur Meisterin Annemie, das kann unter uns bleiben. Sie verstehen, die Geschichte mit den Eiern genügt schon. Auf Wiedersehen also, und verlieren Sie den Mut nicht.“

Als sie das gesagt hatte, wandte sie sich ab, um sich die Augen zu reiben, denn sie war schon wieder von ihrem nervösen Lachen ergriffen worden. Sie ging weiter und ließ Kees ganz verdutzt dastehen, denn er schwankte zwischen Aerger und Dankbarkeit, gereizt, wie er war, durch das sonderbare Lachen dieses dicken Mädchens, und andererseits gerührt durch ihr Anerbieten, so daß er nicht wußte, ob sie Schläge oder Dank verdiente.

V.

Es war am selben Nachmittag, als Wannes Andries mit seiner Schwester vor dem Hofhause stand und mit ihr über den Preis der Campinehühner diskutirte, von denen er ihr drei Paar aufbürden wollte. Als sie gerade darüber einig waren, fragte er sie:

„Dann wird Kees sie also diesen Abend holen kommen?"

„Kees ist fort," antwortete Annemie ganz kurz.

„Kees ist fort?" wiederholte der Schlaukopf langsam, während er mit offenem Munde da stehen blieb. Es war so komisch, wie verwundert er sich stellte, und die junge Witwe mußte unwillkürlich darüber lächeln, obschon sie ganz verstimmt war und seit dem Morgen nicht mehr recht wußte, wo sie den Kopf stehen hatte.

Auf dem Hofe hatte noch niemand erfahren, daß der Meisterknecht fortgegangen war, und auch Janneke wußte noch nichts davon.

„Wundert das Dich denn so sehr?“ hub Annemie wieder an.

„Potztausend! Da warst Du doch gar voreilig. Der Junge hatte immerhin gute Eigenschaften; so verfährt man nicht mit alten Dienstboten, und dann zieht man doch auch seine Freunde zu Rat . . .“

„Aber Du hattest mir ja selbst geraten, mich seiner zu entledigen; Du sagtest, mein guter Name sei in Gefahr. Nun, da habe ich die erste Gelegenheit benutzt. Wir waren nicht einig in Bezug auf die Arbeit, und da er mir den Kopf wies, habe ich ihm zu verstehen gegeben, daß die Thüre offen stehe. Er ließ sich das nicht zweimal sagen, und jetzt ist er fort.“

„Dann hast Du jetzt also einstweilen keinen andern Knecht?“

„O, nicht für lange. Ich habe einen in Aussicht.“

Als der „Potztausend“ das hörte, traute er fast seinen Ohren nicht mehr. Man jagte nicht bloß die Knechte fort, ohne ihm es vorher mitzuteilen, sondern man dingte auch noch neue, ohne ihn zu fragen: das war doch eine offene Empörung gegen seine Vormundschaft.

„Und diese Person, die Du in Aussicht hast, kann man ihren Namen hören?“

„Gewiß, Du kennst ihn ja, Jürgen Faas von Beirendrecht.“

Sie nannte den Namen, ohne zu zögern, und sie betonte ihn sogar ganz nachdrücklich.

„Jürgen Faas! Es ist nicht möglich!“ rief Wannes aus, der ganz bleich geworden und die Hände über dem Kopf zusammenschlug. „Dann wäre es doch gerade so gut gewesen, Du hättest den andern behalten; das war doch ein armer Junge, der Dich nur bei den alten Weibern kompromittirte, während dieser durchtriebene Geck . . .“

„Mich vollständig verführen wird. Danke schön! Hör 'mal, lieber Bruder, willst Du mir noch mehr solche Liebenswürdigkeiten sagen? Es ist aber genug damit; das muß einmal aufhören. Ich bin müde, wie ein kleines Kind behandelt zu werden. Auf Deine Bitten habe ich diesen armen Jungen, den Du gestern noch nicht leiden konntest, und den Du heute schon wieder hier haben möchtest, fortgeschickt, und anstatt damit zufrieden zu sein, siehst Du mich an, wie wenn ich den papiernen Kopf der kleinen Männchen des ‚Ommegang‘*) von Borgerhout trüge. Und dazu schwätzst Du mir noch allerlei

*) Ommegang, Kavalkade in Antwerpen.

dummes Zeug. Also nochmals besten Dank. Von jetzt an werde ich handeln, wie es mir gefällt."

„Annemie! Unglückliche!" stammelte der Vormund ganz verblüfft; „Du wirst Dir das noch anders überlegen, bevor dieser Verschwender den Fuß hier über die Schwelle setzt. Was willst Du denn mit diesem liederlichen Kerl von Beirendrecht anfangen? Wie konntest Du doch einen solchen Taugenichts wählen, wo so viele fleißige Arbeiter kein Brot verdienen? Willst Du Dich denn ruiniren? ... Nein, er wird nicht hier hereinkommen, ich garantir' Dir's."

„Und ich sage Dir, daß er kommen wird, und sogar schon morgen. Ich geh' sogar ihn holen, wenn es sein muß. Hat er mir nicht seine Dienste angeboten an jenem Abend, als wir in Pütte zusammen waren?"

„Einfältiges Kind! Wie kannst Du solche Witze als ernst ansehen?"

„Doch, ich habe recht. Und übrigens, er muß durchaus hierher kommen. Daran ist nichts zu ändern. Hörst Du?"

Diese Worte sprach sie mit einer solchen Energie aus, daß ihr Bruder vor Staunen zwei Schritte zurückwich und kein Wort mehr sagte.

Vierzehn Tage später trat zur größten Verwun-

derung der ganzen Gegend der lustige Jürgen Faas als Meisterknecht auf dem Weißhof ein.

Kees aber war schon am andern Tage nach seinem Weggang beim Bürgermeister Flüp Sap in den Dienst getreten.

Und Wannes Andries, der nunmehr einsah, daß weder seine Lamentationen noch seine Drohungen einen Eindruck auf seine verrückte Schwester machen konnten, gab sich den Anschein, als nehme er die neue Situation an, aber er erwog im geheimen allerlei kühne Pläne, wie er ein für allemal diese verlockenden Knechte weghalten könnte, da sonst doch noch einer von denselben den Kindern des „Potztausend" die Thaler des alten Nelis Cramp wegfischen würde.

Dritter Teil.

Die „Gänseritter“.

I.

Janneke wünschte nichts sehnlicher, als sein achtzehntes Jahr zu erreichen, um in die fröhliche Bruderschaft der „Gansryders“ oder „Gänseritter“ von Dinghelaar eintreten zu können.

Einstweilen mußte er sich begnügen, jeden Winter dem Wettrennen mit lebhafter Neugierde beizuwohnen. Er wußte, daß diesesmal am Mittfastensonntag die Reiter wohl zwanzig an der Zahl wären. Er citirte sie einem jeden, der mit ihm darüber sprach, und vergaß keinen einzigen. Zuerst die bemerkenswertesten derselben: Tist Sap, der Sohn des Bürgermeisters; Kris Potter, aus dem Wirtshaus „zum Kleeblatt“; Bud Arrewyn, der älteste Sohn des Schöffen, ein Unternehmer; Stan Lieter, der Neffe des Sekretärs; Chiel Dhaenens, der Kupferschläger; Hein Vlogel,

der Müller; Rob Maas, vom „Silberbirkenhof“; Guil Servyn, vom „Pfadhof“; Pier Vandrom, vom „Espenhof“; Dolf und Roel Guda, die Zwillinge des Müllers; der Metzger Jas Kalf, ein Jude. Zu diesen bedeutenderen Mitgliedern zählte er noch Jürgen Faas aus Beirendrecht, „unsern Jürrie“. Dann nannte er die untergeordneten Persönlichkeiten: Manus und Stoffel Maus, die Pflugknechte des Bürgermeisters; Huib Coryn, den Kuhhirt vom „Espenhof“; Rik, Huig und Sus Dras, die drei Steinmetze des Unternehmers Arrewyn, und endlich als zwanzigsten: Luw Zanders, genannt Sipido, den Totengräber.

Janneke erzählte, sie seien zusammen am Morgen fortgeritten, um ihre schweren Zugpferde an die Last ihres Körpers zu gewöhnen; sie würden am Abend mit der Gans zurückkehren, die sie bei einem Milchhändler von Wyneghem kaufen wollten, da man im Polder keine Gänse züchtet.

Am folgenden Samstag, am Tage vor dem Rennen, sah er, wie Dolf und Roel Guda auf dem Kreuzwege vor dem Gemeindehause zwei hohe Pfähle in die Erde pflanzten, an denen sie ein Seil befestigten, das sie aber nur so viel anzogen, daß der Gänseritter, wenn er im Trab darunter hinwegreiten

würde, beim Ausstrecken des Armes den Kopf der mit den Füßen am Seile hängenden Gans ergreifen könne.

Die letzte Nacht konnte Janneke fast nicht schlafen. Schon vor dem ersten Hahnenschrei war er auf den Beinen und lief nach dem Platze hin.

Mit dem Schlage acht Uhr erschienen die Reiter auf den Straßen und den Pfaden, schwerfällig im Sattel sich bewegend, aber tapfer dreinschauend. Die herbeilaufenden Kinder und Frauen glaubten ein Wettrennen zu sehen. Die Schabracken, die Zügel, die Stirnriemen und der ganze übrige Pferdebehang, die Hüte und die neuen Westen der Reiter waren mit goldenen Borten, hellfarbigen Bändern, Fransen, Federn und zusammengebundenen Papierstreifen geschmückt.

Tist Sap, der vorjährige König — er hatte nämlich das letztemal der Gans den Kopf abgerissen — trug die jetzt zum Tode verurteilte Gans am Sattel angebunden. Das arme Tier, ganz betäubt, aber noch lebend, versuchte bei jeder Bewegung des Pferdes mit den Flügeln zu schlagen, krümmte den Hals, schnatterte, und sein rundes, gutherziges Auge öffnete oder schloß sich in dem Schrecken eines langsamen Todeskampfes, dessen fürchterliche Phasen jedoch erst begannen.

Neben dem König tummelten sich auf ihren Pferden der Kapitän Kris Potter und der Herold oder Lieutenant Pier Vandrom, dessen Horn das Schreien des Tieres übertönte. Die „Freudenjungen“, mit kurzen Steigbügeln auf ihren breiten, holländischen Pferden sitzend, folgten zwei und zwei. Aber kein Pferd kam Puß, dem Zuchthengst der Tante Cramp, gleich, auf welchem der dicke Jürgen sich stattlich ausnahm.

Vor dem Rennen sollten die geweckten Burschen von Dinghelaar sich den Kameraden und den Mädchen der umliegenden Dörfer längs den Dämmen des Polders und in den Dünen der Campine zeigen. Ihr Spazierritt, der an den bekannten Haltestellen oft unterbrochen wurde, sollte drei Stunden lang dauern, und da sie sicher waren, daß sie sich schon bald die Kehle erfrischen könnten, stimmten sie aus vollem Halse die Ballade der Gansryders, der fröhlichen Gänseritter, an:

„Herbei, ihr Freunde, und bleiben wir zusammen! Es gilt, den Kopf der Gans zu kriegen — ein gutes Mittel, unser Herz zu öffnen dem Vergnügen und dem flotten Leben. Hi, hi!

„Seht, wie sie so hübsch da hängt, die kleine Gans, wie sie sich streckt da an dem Seile. Einstweilen reiten wir daher wie reiche Herren. Der König geht voran mit seinem Kapitän und

seinem Lieutenant. Freunde, trinken wir den honigsüßen Wein; hernach dann werden wir uns freuen.

„Du, Trompeter, blase einen Tusch! Ihr Jungen, haltet euch bereit, dem Biere Ehre zu erweisen. Unser König begleitet uns: am Biere wird's nicht fehlen. Bald heißt es: Hoch die Gläser!

„Du, kluger Doktor, behandle unsern König. Oeffne Dein Buch, Doktor der fröhlichen Brüder. Lies ohne Furcht: ‚Er wird geheilt werden, wie ihr seht, aber er ist nur zu gesund'. Heisa!

„Gibt's noch Jungen hier aus der Gegend, Arbeiter oder Bauern, dann nur herbei! Ein jeder kann in die muntere Gilde eintreten. An Pferden wird's nicht fehlen; das garantiren wir. O, o!

„Und welche Pferde! Wie sind sie hübsch geputzt! Und wie nehmen sie sich aus mit ihren Bändern, die lieben Tiere! Und unsere Hüte mit den Federbüschen, was sagt ihr von denen, gute Leute? Seht einmal! Ach, ach!

„Zusammen reiten wir über die Straße und kommen zu den ‚Drei Linden'. Wenn wir nur nicht dort hängen bleiben, bei dem herzlichen Wirte. Gebt acht, Kameraden, denn das Bier ist dort köstlich.

„Und dann geht's auch durch Puy und La Carte, über den ‚Grillenberg', durch den ‚Silberwinkel', ohne die bekannten Kapellen der breiten Straße und die Wallfahrt nach dem Pütter Walde zu vergessen. Aber Dinghelaar ist die letzte Station. Ah, ah!

„Wenn wir wieder nach Dinghelaar kommen, werden wir die Freunde dort finden mit der Pinte in der Hand. Was werden wir dann jauchzen! Von ferne hören wir das Tierchen jammern. Ja, ihr Mädchen, jetzt sind wir wieder da. Mit unseren Rossen, wahren Löwen, kommen wir aus der Mördergrube. Hu, hu!

„Gebt acht! Wer diesem Tierchen den Kopf abreißt, dem gehört die Krone. Und auf seinem Hute wird man in goldenen Lettern lesen, daß er der König unserer ganzen Compagnie ist. Hi, hi!

„Ja, wir werden ihn krönen, unsern König, mit einem Band von feinstem Golde. Jetzt aber heißt's zu trinken: dem künftigen König!

„Du, unser Mundschenk, verliere nur den Mut nicht! Zum Fasse, tüchtiger Junge! Was Du verdienst, macht niemand arm, und die auf Dich vertrauen, die sind brav!

„Und ihr, ihr Mädchen, freut euch. Seht die Jungen von Dinghelaar, die tapferen Gänseritter. Lauft nur nicht fort, denn wisset wohl: die Reiter tanzen gerne. Uebt eure runden Beine, um sie flott zu machen. Zuvor doch trinkt noch mit aus unserem Glas. Allo!"

Während sie so sangen, dehnte sich ihre lange Reihe unter dem grauen Märzhimmel dahin. Die letzten Strophen der Ballade verloren sich mit den Hufschlägen hinter der Kirche und dem Kirchhof, um den sie herumritten, um aufs flache Land zu gelangen. Bevor sie das Gebiet der Pfarrei verließen, bezahlten

sie noch einen Zoll, die durstigen Sänger, im Wirtshaus der Einnehmerswitwe Neefs, und vom Dinghelaarer Kreuzwege hörte man sie noch schreien:

„Ihr Jungen, haltet euch bereit, dem Biere Ehre zu erweisen. Unser König begleitet uns: am Biere wird's nicht fehlen. Bald heißt es: Hoch die Gläser!“

Bis zu ihrer Rückkehr erhielten die Leute zu Dinghelaar Nachricht von ihnen durch die Bauern, denen sie an den verschiedenen Haltestellen begegnet waren. Gegen neun Uhr stießen sie in Stabroeck beim Küster Cose Kalpan an, und vor dem Pfarrhause fiel Bud Arrewyn vom Pferde, aber ohne sich weh zu thun. Zu Pütte suchten Leute aus dem Holländischen Streit mit ihnen anzufangen wegen der Gans und nannten sie „Lümmel“. Aber der Zusammenstoß wurde vermieden; bei der entschlossenen Haltung der Jungen von Dinghelaar machten die „Käseköpfe“ sich wieder über die Grenze. In den Straßen von Cappellen wurden die Gänseritter lange angehalten durch die dicken runden Backen Liskas, der Tochter des Wegewärters Camiel, und auch durch die hundert Pinten, die ein freigebiger Fremder ihnen zum besten gab, damit sie ihm ihre Ballade singen sollten.

Während sie die Dörfer durchstreiften, kamen überall die Frauen mit der Nase ans Fenster, und

die jungen Mädchen, die auf die Hausthüre gelaufen kamen und unter den Vorbeiziehenden ihre Tänzer von der vorigen Kirmes erkannten, lächelten ihnen, indem sie sagten: „Es sind die von Dinghelaar!“

Das dauerte bis halb zwölf. Da erschienen sie wieder auf der Straße von Cappellen nach Dinghelaar. Man zählte sie wieder, und es fehlte auch nicht einer.

Kees Doorik, der sich unter die Zuschauer gemischt hatte, wurde in seiner Hoffnung enttäuscht, als er sah, daß Puß seinem neuen Reiter die Rippen nicht gebrochen hatte. Jürgen war der einzige, der noch eine Stimme hatte, und um zu zeigen, daß er noch gut am Leben war, schrie er:

„In Dinghelaar ist die letzte Station. Ah, ah! Von ferne hören wir das Tierchen wimmern. Wir kommen aus der Mördergrube. Hu, hu!“

Indessen stieg Suske Draas, der „Knappe“, zur Erde, und indem er sich Tist Sap unterthänigst näherte, bat er ihn um die Erlaubnis, das Rennen zu eröffnen. Der König geruhte das gnädigst.

Sus band das leidende Tier von dem königlichen Sattel los und beeilte sich, dasselbe mit den Füßen mitten am Seile zwischen den beiden Stangen festzubinden.

Pier Vandrom stieß in sein Horn, und die Jungen rangirten sich in eine Reihe.

Bei einem zweiten Signal setzten sie in der Reihenfolge ihrer Bedeutung an, indem sie den Pferden beide Sporen gaben. Im Augenblick, wo sie unter dem Seile hindurchritten, hielten sie sich gerade in den Steigbügeln, indem sie die Zügel mit der einen Hand an sich zogen — die weniger Geübten hielten sich an der Mähne an, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren — und mit der andern Hand ergriffen sie den Hals der zitternden Gans und rissen so heftig daran, wie ein ungeduldiger Besucher an einer Klingel zieht. Die Gans wurde dadurch aus ihrer Lethargie geweckt und geberdete sich in grotesken Zuckungen, indem sie vor Schmerz schnarrte.

Die zwanzig Reiter ritten alle hindurch, und nach Suske Dras, dem letzten der Bande, fing der Zug mit dem König Tist Sap wieder an, und so ging es fort, zweimal, dreimal, zehnmal, zwanzigmal, bis man schließlich nicht mehr wußte, wie oft.

Bei den ersten Touren zog die Gans von selbst den Kopf wieder in die Brust zurück, aber sie konnte sich zusammenziehen wie sie wollte: die Hand des folgenden Reiters fand den ängstlichen Kopf unter den weichen Federn schon wieder. In die Länge ge-

rissen, zerquetscht und verwundet, zog der Hals sich immer langsamer zusammen, und schließlich hing er ganz schlaff und kraftlos da und versuchte es nicht einmal mehr, sich den Händen der Lümmel zu entziehen.

Unterdessen gönnte man den Pferden eine kleine Rast, damit sie sich verschnaufen könnten, und das gemarterte Tier, das durch diese kurze Ruhe schon glaubte, gerettet zu sein, zog langsam und mit vieler Mühe den halb zerdrückten Kopf wieder an sich.

Gleich darauf kehrten jedoch die schwieligen Fäuste der groben Kerle wieder zu ihrer unbarmherzigen Arbeit zurück, und die mit großen Augen und weit geöffnetem Munde am Fuße des Galgens stehenden Buben sahen wieder, wie das Blut herabtropfte und die Federn herumflogen.

Mehrmals glaubte man, die Gemarterte sei vollends verendet. Man hatte auf dem Zifferblatt des Kirchturms die Minuten gezählt, die seit ihrer letzten Konvulsion verflossen waren. „Endlich!“ sagten einige Frauen, die nunmehr anfingen, Mitleid zu empfinden; „schon!“ murmelte Janneke, der mit anderen Buben eine Liebhabergruppe bildete, die um nichts in der Welt gewichen wäre.

Man hatte sich jedoch getäuscht, denn das Tier

verfiel bloß in einen Zustand der Bewußtlosigkeit. Plötzlich fuhr eine neue Zuckung durch ihren Körper.

Janneke hüpfte vor Freude, als er das sah:

„He! nur drauf los!“

Der folgende war der lümmelhafte Müller Hein Vlogel. „Nicht so stark, Hein!“ wollte der kleine Andries ihm zurufen, aber es war schon zu spät. Knacks! Diesesmal hatte das Tier den letzten Stoß erhalten, und nun rührte es sich nicht mehr.

Das Spiel hörte jedoch noch nicht auf. Es hieß nun den Kopf herabzureißen. Viele von den Zuschauern fanden das jedoch langweilig und gingen nach den „Drei Linden“, um dort das Endresultat abzuwarten. Man blieb nicht lange im Ungewissen. Auf einmal riefen Hurrarufe die Gäste aus dem Wirtshaus.

Mit einem einzigen Rucke war der verunstaltete Kopf in der Hand des Siegers geblieben. Dieser hob ihn jubelnd in die Höhe und zeigte seine rote Trophäe. Ein Tusch von Pier Vandrom proklamirte ihn als den neuen König. Es war Jürgen Faas.

Janneke hatte diese lange Hinrichtung nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren. Er schlürfte den so sonderbar süßlichen Geruch des Blutes ein, berauschte sich an dem Anblick der hartnäckigen Grausamkeit

jener groben Gesellen gegen ein so schwächliches Tier, und fand sein Vergnügen an der allmählichen Vernichtung dieses zähen Lebens. Da der lustige Jürgen nun dem Spaß ein Ende gemacht hatte, so mußte Janneke sich mit dem Gedanken trösten, daß in zwei Jahren die Tante Annemie ihm den dicken Hengst leihen würde, und er dann auch auf dem Rennen den Kopf der Gans gewinnen könne, aber er nahm sich schon jetzt vor, denselben nicht zu schnell herabzureißen.

Während er nach dem Kreise hinhüpfte, der sich um Jürgen gebildet hatte, bemerkte er Kees Doorik, der unbeweglich an die Mauer des Wirtshauses angelehnt stand.

Kees Doorik hatte diesmal dem Ende der Gans mit einem noch grausameren Interesse beigewohnt als der verkehrte Bube. Schon mehrmals hatte er sich geweigert, in die Bruderschaft der Gansryders einzutreten, indem er vor denen, die ihn dazu einluden, seine Abneigung gegen diesen stupiden, barbarischen Karneval offen aussprach. Heute war es der Neid und der Haß, die ihn verhinderten, mit der getöteten Gans Mitleid zu haben. Ja, er hätte sogar an diesem Blutbade teilnehmen mögen. Es wäre ja an ihm gewesen, Puß zu reiten, und mit

diesem tüchtigen Tiere hätte er der Gans den Kopf viel schneller herabgerissen als jener tölpelhafte Eindringling von Beirendrecht. Puß kannte ihn besser als den anmaßenden Kerl aus dem Polder. Was hatte Kees ihn gut gepflegt! Er erinnerte sich noch jetzt an jene Abende in der Pflugzeit, wo er den ganzen Tag bei der Schelde gepflügt hatte und dann beim Schleusenmeister den Pflug oder die Egge in den Schuppen stellte, um dem braven Puß die Mühe zu ersparen, das schwere Ackergerät über die Feldwege umsonst nach Hause zu schleppen und am folgenden Tage wieder zurückzubringen. Puß war dem Knechte aber auch dafür dankbar und belohnte ihn an jenen Abenden, indem er den Dienst eines Reitpferdes versah und in einem Zuge nach dem Weißhof galoppirte. Aber Puß hatte gewiß diese glückliche Zeit vergessen, denn wie hätte er sonst diesen Fremden auf seinem Rücken dulden können?

In einem gewissen Momente kam es Kees vor, als säße er auf dem tüchtigen Tiere, und als jauchzte man am Ende auch ihm zu. Aber anstatt eines Gänsekopfes schwenkte er in der Luft den schlaffen Kopf Jürgens, seine Nägel drangen durch dessen flachsgelbe Haare, und er besprengte die Menge mit dem Blute, das aus den Adern seines Feindes strömte.

Janneke weckte den Träumer mit einem leichten Schlage und flüsterte ihm zu:

„Der kennt's, nicht wahr? Was wird Tante Mie über den Sieg unseres Jürgen stolz sein. Seht, da kommt sie schon, um ihm proficiat zu wünschen. Er hat heute Geld in der Tasche, er bezahlt alles, Essen und Trinken. Aber ich hätte als König der Gänseritter von Dinghelaar einen aus unserer Pfarrei vorgezogen, zum Beispiel Euch, Kees. Jürgen Faas ist ja noch ein Fremder. Wie geht's Euch denn bei Meister Sap? Es gibt wohl weniger zu arbeiten und mehr zu essen als auf dem Weißhof, he?"

Kees wurde ärgerlich und zog die Hand, worauf Janneke sich davonmachte, aber einige Schritte weiter rief derselbe ihm noch mit seiner kreischenden Stimme zu:

„Heute abend wird man in der ‚Krähe' tanzen. Der Bürgermeister hat's erlaubt. Tante Mie wird auch dahinkommen."

„Mach, daß Du fort kommst!" antwortete Kees, indem er nach einem Steine suchen wollte.

Währenddem hatten die Reiter den Sieger umringt; sie schwenkten ihre Federbüsche und wiederholten aus der Ballade die Verse:

„Unser König begleitet uns; am Biere wird's nicht fehlen . . .
„Und wir werden ihn krönen mit einem Band vom feinsten Golde. Hoch die Gläser, heisa!"

Andere schrieen: „Hoch Jürrie! Vivat Jürgen!"

Dieser streckte ganz stolz seine blutige Hand aus, und alle schwiegen.

„Freunde," sagte er, „ich lasse euch eine Viertelstunde Zeit, um die Pferde nach Hause zu führen, und dann kommt alle in die ‚Krähe', wo der König auf euch wartet, die Gabel und das Glas in der Hand."

„Bravo! Hurra!" schrien die neunzehn Unterthanen des neuen Monarchen. „Einverstanden!" Und damit trennten sie sich, indem sie nach den Ställen hinritten.

II.

Im Dorfe wurde es wieder still.

Auf dem Platze hing noch der Strick am Gänsegalgen, und der feuchte Wind zerstreute die dem Tiere ausgerissenen Federn.

Es war Mittag, und aus den Kaminen stieg der bläuliche Rauch in die Luft. Kees wußte, daß bei seinem neuen Meister Flüp Sap das Essen für ihn bereit stand, aber er verspürte keinen Hunger, und anstatt nach der „Prellschenke“ hin zu gehen, wandte er dem Dorfe den Rücken und ging übers Feld.

Die Ebene, die im Westen durch den aufgeschütteten Damm begrenzt wird, dehnte sich düster vor ihm aus. Von den frisch gepflügten und gedüngten Feldern erhob sich ein rauchartiger Dunst. An den Pappeln und Erlen, die sich an den Grenzen der Aecker erhoben, blieben die schwebenden Nebelflocken wie Watte hängen. Die Bachstelzen verfolgten sich zwischen den sprossenden Hecken. Eine sanfte Ruhe verbreitete

sich in der Luft, eine laue Wärme, die das Blut aufregte, die Augen fast verblendete und die Nase angenehm kitzelte wie frischer Bierschaum. Kees empfand mehr als je die sanfte, fieberhafte Gärung, die den Uebergang der Jahreszeiten begleitet. Die Blicke des jungen Mannes irrten unbewußt über die weite Fläche. Er sagte sich, jetzt würde der Roggen und der Spelz bald sprossen, aber er wußte noch nicht, ob er dieses Jahr das Getreide wieder wachsen sähe in den Saatfeldern um den Weißhof.

Er fühlte sich gerührt, als er an all die Arbeiten dachte, die er in den langen vorhergehenden Jahren verrichtet hatte. Er sah jene fetten Felder wieder, auf denen er fast beständig gebückt arbeiten mußte, und auf denen er die angeschwemmte Erde, die an seinen Schuhen hängen blieb, beim Hin- und Hergehen knetete. Mit dem Monat März beginnt die Aussaat der Erbsen und der Feldbohnen. Kees kannte seinesgleichen nicht, um die Stangen zu stecken und, wo es nötig war, die Schollen zu zerschlagen. Nach den Arbeiten des Frühjahrs und des Sommeranfangs wandte Kees sich in Gedanken der Erntezeit zu. Während der heißen Mittagsstunden legte man sich da unten im Polder auf den Rücken, die Beine ausgespreizt, wobei das abgemähte Feld als Lager,

und der wohlriechende Schober als Kopfkissen diente. Wie gut hatte er diese Mittagsrast verdient, und wie arbeitete er aber auch wieder nach der nötigen Ruhe! Wer könnte sagen, wie viel Sicheln er in all den Jahren schartig gemacht und wie oft seine Daumen sich geschält hatten! Nein, Jürgen Faas, der ihm beim Pflügen nicht gleich kam, würde beim Mähen noch weiter hinter ihm zurückbleiben. Nie könnte dieser Tölpel so viel Morgen Getreide mähen wie er!

Und Kees dachte dann auch wieder an das Weib. Weshalb hatte dieses sein ruhiges, der Arbeit gewidmetes Leben gestört? Die Erde hatte bis dahin Kees ja genügt. Annemie war es, die die Harmonie zerstört hatte, welche zwischen ihm, dem einfachen Bauern und der bebauten Scholle, seiner ersten Geliebten, herrschte. Und jetzt rächte sich die fruchtbare Erde, die sich von jenem herzlosen Geschöpfe verachtet fühlte; sie entzog sich ihm und gewährte ihm keinen Reiz und keinen Genuß mehr. Und da Kees auch noch von Annemie getrennt war, was konnte da das Leben ihm noch für Freuden bieten?

Das Bellen eines Hundes weckte Kees aus seiner traurigen Träumerei. Er befand sich im Weißhofe, vor dem Lager Spitzens. Der treue Hund erkannte

den früheren Knecht wieder, und riß wütend an seiner Kette, um ihm entgegenzuspringen.

Kees ging nach dem Stalle hin. Die Thür war geschlossen, und er klopfte daran. Ein bekanntes Wiehern antwortete ihm. Puß witterte den Geruch des früheren Kameraden, und er störte auch noch die Kühe aus ihrer Ruhe, die dumpf zu brüllen anfingen. In jenem Augenblick, wo Kees so nahe bei seinem Lieblingstiere war, empfand er mehr Schmerz als Haß, und er streichelte lange den lieben Spitz.

Das Haus selbst schien verlassen zu sein. Die Glocke hatte da unten für die Nachmittagsandacht geläutet. Annemie war gewiß mit Paulke in die Kirche gegangen.

Vor diesen Mauern, zwischen denen fünfzehn Jahre seines Lebens verflossen waren, fühlte er sich bis ins Innerste seines Herzens gerührt, und er hätte in jenem Augenblicke diejenige wiedersehen mögen, die ihn für immer diesem Dache entfremdet hatte.

Mit nassen Augen blickte er noch einmal über den ganzen Hof, und er kehrte dann entschlossen in das Dorf zurück. Er wollte Annemie entgegengehen und ihr ein letztes Lebewohl sagen; dann würde er Dinghelaar verlassen und weit in die Welt gehen, wie sie es ihm geraten hatte.

Der Abend brach allmälich herein, und als Kees an der „Krähe“ vorbeikam, hörte er das Lachen und Schreien der Gänseritter, welche die laute Stimme Jürgens übertönte. Das genügte, um ihn auf seinen Entschluß verzichten zu lassen und den Gedanken der Rache wieder in ihm zu beleben. Er trat in die Wirtsstube hinein.

Seit Mittag saßen die zwanzig Kerle am Tische und hatten nichts gethan, als essen und trinken. Sie hatten mächtige Schüsseln voll Kartoffeln mit Zwiebeln, voll Wurst mit grünem Kohl und auch die Gans verzehrt, die zwar etwas mager und zähe war, aber mit Speckschnitten doch nicht übel schmeckte.

Jürgen bezahlte seine goldene Papierkrone königlich. Er schlug jedesmal einen befehlenden Ton an, wenn er Bier bestellte, ließ einen Hagel von Flüchen los, und wenn seine Faust auf den schmierigen Tisch fiel, zitterten die Gläser, die, kaum geleert, schon wieder gefüllt wurden.

Die Gänseritter tranken immerfort, zogen dicke Züge aus ihren kurzen Pfeifen, lärmten und jubelten bei den donnernden Ausfällen ihres Monarchen.

Als sie der Pfeife müde waren, verlangte der freigebige König Cigarren. Die Kiste machte die Runde, aber ein jeder wollte zuerst hineingreifen.

Der Kuhhirt Huib kam mit der Hand schon auf den Boden der Kiste, und er protestirte deshalb, indem er von Hein Vlogel seinen Teil zurückforderte, den dieser gestohlen haben sollte. Nun fielen alle über den Müller her und untersuchten seine Taschen, nicht ohne ihn zu kneifen. Hein wehrte sich, mußte jedoch schließlich Huib noch zwei Cigarren herausgeben.

Dieser Streit hatte die Jungen, die alle übersatt waren, ein wenig lebendiger gemacht.

„Nun ja, jetzt wird Musik gemacht!“ rief Jürgen Faas.

Drei Musikanten aus der „Amicitia“ hatten nur auf diesen Befehl des Königs gewartet, und sie kletterten mit ihren Stühlen und ihrem Pult auf einen in der Ecke stehenden Tisch.

„Nun flott drauf los!“ befahl Jürgen.

Man machte den Platz in der Mitte leer, und ohne vorzuspielen, ging es: pumptata! pumptata! in einer Walzerbewegung. Der blonde Jürgen sprang auf, stieß mit der Faust in seine Mütze und stülpte sie übers Ohr. Mit ausgestreckten Händen sprang er auf Looke, das Mädchen aus dem Hause, los und fing an, mit ihr zu tanzen.

Zugleich ergriff der rote Chiel Dhaenens die Mutter, die nicht hinter dem Comptoir herauswollte.

Der Walzer war noch nicht in der Mitte, als der kleine „Potztausend“ berichtete, die Tante Cramp gehe mit Paulke, Lena Potter, der Tochter des Bierbrauers, und Bella vor der Thüre.

„Bringt sie nur herein!“ rief Guil Servyn, ein pausbäckiger Bursche. „Annemie schuldet dem König einen Tanz.“

Die drei Brüder Dras liefen hinaus, um die Weiber anzuhalten, die dann auch ohne viele Umstände mit hineingingen. Man schrie laut auf, als sie hereinkamen.

Der unterbrochene Walzer wurde wieder angefangen. Jürgen ergriff Annemie bei der Taille.

Chiel Dhaenens beeilte sich, die Wirtin aus der „Krähe“ dem Kris Potter zu überlassen, der die schweren Lasten besser bewegen konnte, und er wollte sich Bella aneignen, die eben im Gange war, Kees Vorwürfe zu machen.

„Sie hatten mir doch versprochen, wieder verständig zu werden, Kees,“ sagte sie. „Werden Sie denn wenigstens heute abend zum Essen kommen?“

Guil Servyn sprang mit Lena Potter herum, und Paulke war Tist Sap zugefallen.

„Verlangen wir eine Polka; die ist nicht so ermüdend,“ sagte Annemie nach drei Walzertouren,

und errötend lehnte sie den Kopf an die breite Schulter ihres Tänzers.

Was sie ihm ganz leise ins Ohr flüsterte, rief auf dem Vollmondgesicht Jürgens einen halbverlegenen, halb geckenhaften Ausdruck hervor.

„Ah ba! Was erzählen Sie mir da!“ antwortete er nachdrücklich, und indem er schmachtend auf sie schaute, fuhr er sich wohlgefällig mit der Hand über das bartlose Kinn.

Als aber die Musikanten wieder einen Walzer anfangen wollten, rief er ihnen zu:

„Eine Polka, Donnerwetter, eine Polka!“

Die drei gehorchten, aber der Hornist, der noch unerfahren war und sich durch Jürgens Flüche einschüchtern ließ, kam außer Atem und geriet aus dem Takte.

Kees Doorik trat an ihn heran und nahm ihm das Instrument aus der Hand.

„Gib her, das Geld will ich nicht,“ sagte er, um den Notenfresser fortzubringen.

Er setzte das Instrument an den Mund.

„Achtung! . . . Nun ja!“

Diesmal klangen die Accorde ungezwungen und kraftvoll.

Kees, als Solist der „Amicitia“, schlug den

Takt mit dem Fuße und hielt seine Begleiter in Ordnung.

„Bravo, Kees!" rief ihm mit einem väterlichen Tone Jürgen zu, der sich viele Mühe geben mußte, um vorwärts zu kommen, da er zu viel gegessen und getrunken hatte.

Nun geriet aber alles in Bewegung. Guil Servyn ließ Lena nicht mehr aus dem Arme, Huib Coryn tanzte mit Paulke, Looke war aus den Armen des Königs in die ihres Freiers übergegangen, nämlich des faulen Maurers Sas, der immer mehr vertraut mit ihr wurde; Kris Potter hatte alle Mühe der Welt, um die ungeheure Wirtsfrau herumzubringen.

Von den anderen Gänserittern waren Bud Arrewyn, Stan Lieter und Guil Vandrom Mädchen aus der Nachbarschaft holen gegangen. Endlich tanzten auch noch einige jüngere Burschen unter sich allein: Dolf Guda mit seinem Zwillingsbruder Reim, Jas Kalf mit Luwe Zanders, Janneke Andries mit dem verrückten Hein Vlogel.

Dieses letztere drollige Paar wurde nicht wenig bewundert. Manchmal gingen die beiden auseinander, tanzten allein, hoben ein Bein hoch auf und bewegten die Arme oder provozirten sich mit ge=

meinen Gesten, bis sie auf einmal sich umfaßten und wie rasend auf einer Stelle im Kreise herumdrehten.

Währenddem knirschten die Absätze der anderen auf dem Sande des Fußbodens, der von Speichel und ausgeschütteten Bierresten ganz feucht war. Die Röcke und die Kittel blähten sich auf, und aus dem Wirbel erhob sich ein ranziger Geruch von Schweiß und ausgeworfenem Speichel.

Der jungen Witwe gefiel diese wilde Polka, und sie ließ sich ohne Widerstand von Jürgen fest umschlingen. Um sich freier bewegen zu können, hatte dieser seine schönen Kleider, die er am Morgen getragen, abgelegt und einen Kittel angezogen, während er von den königlichen Insignien nur seine Krone beibehalten hatte. Er hatte dieselbe um die Mütze gesteckt, aber sobald sie anfing, ihn zu hindern, warf er sie in eine Ecke.

Beim Tanzen erglänzten die Augen Annemies und hatten dabei jene Glut, die Kees früher so sinnverwirrt gemacht hatte; die Augen Jürgens hatten einen stupiden Ausdruck; bei ihr war es noch sinnliche Begierde, bei ihm vor allem Uebersättigung. Sie war rosafarbig, wie die schönen Blüten, die Nelis Cramp selig so gerne auf den Bäumen sah; ihre Wangen glühten, während auf den Lippen Tau

zu lagern schien. Jürgen war blutarm wie ein geschundenes Kalb; er zitterte auf seinen langen Beinen, und es schien fast, als müsse Annemie den Beirenbrechter in Bewegung halten.

Kees schien sein Horn mit den Stürmen anzufüllen, die in seiner Brust tobten. Herrje, welche Stöße, welch kurz abgestoßene Dissonanzen! Er beschleunigte die Bewegung der Polka, bis sie sich allmälich in einen wilden Galopp verwandelte, der alle Tänzer ermüdete und Männer wie Frauen schweißbedeckt und keuchend auf die Bänke und Tische niederwarf.

Als man nun genug getanzt hatte, kam der Durst wieder, und Jürgen, die Hand im Geldsack, gab seinen Unterthanen und den Frauen noch neue Touren zum besten.

Als er aber sein letztes Fünffrankenstück wechselte, sagte Annemie:

„Laßt uns nach Hause gehen,“ denn diese Verschwendung gefiel ihr schließlich nicht mehr, und sie fühlte sich auch wegen der Anwesenheit Kees’ nicht ganz ruhig. „Hallo, Jungen, macht euch fertig!“

„He, he! Was die Meisterin Cramp doch für unsern Jürgen besorgt ist!“ sagte Manus Maus, der den freigebigen Zecher nicht gern fortgehen ließ;

und sein Bruder Stoffel, der ebenfalls ein armer Schlucker war, fügte hinzu:

„Das geht nicht so, Meisterin! Noch ein bißchen Geduld!“

„Hat vielleicht die Königin ihren Mann schon unterm Pantoffel?“ fragte Sus Dras.

Jürgen hatte sich auf eine Bank vor der Mauer niederfallen lassen, und als Annemie auf jene spöttische Bemerkung hin ihn mit der Hand nehmen wollte, wies er sie zurück, indem er sagte:

„Ja, ja, gleich, um Himmels willen, nicht so eilig. Unser Bett wird nicht fortlaufen!“

Bei dem furchtbaren Lachen, das diese vielsagende Antwort hervorrief, hütete Annemie sich wohl, noch weiter an ihm zu drängen, und als sie ihren schlauen Bruder, den „Potztausend“, mit einer ebenso spöttischen Miene, wie die anderen, bemerkt hatte, sagte sie zu ihm, er solle sie nach dem Weißhof zurückbegleiten, womit Wannes denn auch einverstanden war. Wäre sie allein ausgegangen, so wäre Kees ihr gefolgt. Jetzt aber blieb er.

„Gute Nacht, Kees. Gehen Sie nicht nach Hause?“ fragte Bella ihn mit einem Lachen, das ihr im Halse stecken blieb. Sie stand auf, um sich mit ihrem Bruder Tist und dem unzertrennlichen Chiel zu entfernen.

„Gute Nacht, Bella. Ich bin nicht hungrig und auch noch nicht schläfrig.“

„Wenn Sie noch tanzen wollen, so wäre es Zeit, anzufangen!“ bemerkte das gute Mädchen, und es fügte noch hinzu, aber so leise, daß nur er es hören konnte:

„Weshalb bleiben Sie denn noch länger hier, da sie ja fort ist? . . .“

Kees erwiderte nichts darauf, und Bella ging hinaus, indem sie der Versammlung einen letzten lauten „Guten Abend“ wünschte.

Draußen war sie ganz ernst, und sie that den Mund nicht mehr auf bis zur „Prellschenke“. Als dort auf der Schwelle der Thüre Chiel ihr die Hand drückte und ihr wieder die übliche Frage stellte, antwortete sie nach einem Seufzer:

„Nun ja, ich will wohl; reden Sie mit meinem Vater. Ich will Ihre Frau werden. Es ist besser, wir machen es so . . . Fast wäre ich auch verrückt geworden.“

III.

Der Musikant, den Kees ersetzt hatte, nahm seine Stelle wieder ein, und der Tanz begann von neuem. Janneke, der die Absichten seines Vaters wohl kannte, ließ die zwei Buben im Stich, mit denen er eben Bierreste getrunken hatte, und ging zu dem früheren Knechte des Weißhofes.

Kees hatte hintereinander mehrere „Drüpels" von starkem Genever getrunken, um sich zu berauschen.

„Eine wichtige Nachricht, Krauskopf!" surrte die lästige Mücke. „Ich weiß etwas Neues. Die Aufgebote Jürgens und der Tante Annemie werden nächsten Sonntag verlesen. ‚Onkel Jürgen! Onkel Faas!' Ich muß mich schon jetzt daran gewöhnen, damit ich mich später nicht verrede."

Anfänglich nahm er sich in acht, weil er fürchtete, der mürrisch dreinblickende Knecht könne zornig werden, und er blieb in einer gewissen Entfernung stehen. Da Kees sich aber nicht rührte, setzte er sich auf die-

selbe Bank, rückte immer näher an ihn heran, bis er ihm schließlich ins Ohr flüstern konnte. Der Atem des falschen Schmeichlers stieg direkt in das Hirn des Verzweifelten. Der kleine Potztausend erkühnte sich schließlich so weit, daß er den Arm um den Hals Dooriks legte, und seine Einflüsterungen wurden immer zudringlicher. Damit sonst niemand seine verschmitzten Reden hören sollte, hielt er die Hand neben den Mund. Er schaute zuweilen nach dem besoffenen Jürgen, weil er fürchtete, dieser könne einmal herankommen und hören, in welchen Ausdrücken er von seinem zukünftigen Onkel redete. Aber Jürgen rührte sich ebensowenig wie Kees.

Die Sticheleien des elenden Buben verfehlten ihre Wirkung nicht. Sie schienen dem entlassenen Knechte das Echo seiner eigenen Gedanken zu sein, und er empfand eine bittere Erleichterung dabei, als er dasselbe Räsonnement wiederholen hörte, das er in seinem eigenen Kopfe gemacht, um seinen Haß zu erklären. Ein dunkles Murren, ein tiefer Seufzer, eine Verzerrung des Gesichts ließen den Judas öfters erraten, daß er den Verliebten an der empfindlichen Stelle getroffen hatte.

Endlich glaubte er, ihn genug gegen Jürgen aufgebracht zu haben, und schließlich sagte er zu ihm:

„Gib wohl acht, Keeske; träum nur nicht zu viel, Kamerad!“

Mit diesen Worten machte er sich davon, um seinen Alten aufzusuchen.

Die Musikanten hatten aufgehört zu spielen, und der Tanz war zu Ende.

Die Zecher gingen zu drei oder vier hinaus, und die, welche am wenigsten betrunken waren, hielten die anderen aufrecht.

In der Krähe blieben nur noch Kees Doorik, Jürgen Faas, die Dras' und die Maus', die durstigsten von den Gänserittern, die ihre Ehre darein setzten, bis zum Ende bei ihrem König zu bleiben.

Die Betrunkenen waren inzwischen niedergeschlagen und melancholisch geworden. Jürgen Faas fing an zärtlich zu werden; er sprach nur mehr mit weichlicher Gelassenheit und fraternisirte in der Runde. Er bemerkte Kees mit seinem verdrießlich schmollenden Gesichte, und da er gutmütig gestimmt war, ging er schwankend auf seinen Rivalen los.

„Prost, Krauskopf! Gut Freund, he?“ stammelte er, indem er sein Glas an das des Knechtes stieß.

Dieser wies es zurück, indem er seinen Humpen wegnahm.

„Laß mich in Ruhe, sag' ich Dir, Junge. Bleib

nicht mehr lange hier; das ist ein guter Rat, den ich Dir gebe. Ich will nichts mit Dir zu thun haben."

Jürgen aber hatte eine fixe Idee im Kopfe, und er wiederholte mit dem Ausdruck eines zärtlichen Vorwurfes:

„Wir sind ja Freunde, gute Freunde, nicht wahr?"

„Mach Dich fort!" wiederholte Doorik noch nachdrucksvoller.

Jürgen gab nicht nach, sondern setzte sich neben den Eifersüchtigen, drückte sich an ihn, fast wie der zudringliche Bube es vorhin gemacht hatte.

„Ich hab' Dir ja nichts zu Leid gethan!" sagte er, und ohne das verstörte Gesicht Dooriks zu bemerken, fing der Tölpel an, von Annemie zu reden, vom Weißhof, von seiner baldigen Heirat. Wenn er an Kees' Stelle getreten war, so war das ein bloßer Zufall, und übrigens, um zu zeigen, daß er nichts gegen seinen Kameraden hatte, wollte er alsbald nach seiner Heirat den Krauskopf als Hofmeister nehmen. Er versicherte ihm das auf Ehrenwort.

Dann kam er auf die Frau zu sprechen, sowie auf ihr Vermögen. Er fragte ihn über dieses und jenes, über die Ersparnisse der Meisterin:

„He, was meinst Du? Die ist noch flink, und die hat auch Geld, nicht wahr?"

Dabei stieß er ihn mit dem Ellenbogen in die Seite. Kees konnte sich am Ende nicht mehr halten; die Worte des dicken Jürgen schienen ihn nur herauszufordern, und er schrie ihm ins Gesicht:

„Ich hatte Dir gesagt, Du solltest mich in Ruhe lassen. Hörst Du nicht?“

Trotzdem suchte er seinen Zorn zu unterdrücken, da er einen ehrlichen Charakter hatte, aber er konnte es nicht mehr länger aushalten, und er stand auf, um sich davon zu machen, da er fürchtete, es könne zu einer tragischen Erklärung kommen.

Jürgen war jedoch mit diesem Rückzug nicht einverstanden, und er hielt ihn am Kittel fest.

„Laß mich!“ schrie Kees. „Rühr mich nicht an!“

„Dann gib mir die Hand,“ erwiderte der andere, wie wenn er ihn nicht hätte verstehen wollen.

Kees antwortete ihm mit einem Fluche, und mit einem gemeinen Zeichen: „Das ist für Dich!“ ging er hinaus.

Jürgen eilte ihm nach und erreichte ihn wieder auf der Straße.

„Ich will, daß wir gut Freund seien!“ wiederholte er in demselben Tone.

„Bist Du noch nicht fertig? Gib acht, ich bin auch dabei, Jürgen, und ich sage Dir: Reize mich

nicht! Das ist ein gefährliches Spiel, Junge. Hier ist Dein Weg, geh Du nach links; ich gehe weiter."

„Ich gehe, wohin es mir gefällt!" erwiderte der Gänseritter. Infolge der Trunkenheit wurde er jetzt auch empfindlich und streitsüchtig.

„Ich komme Dir nach," fuhr er fort. „Willst Du Streit mit mir? Dann sage es offen. Es scheint, als hätten wir noch ein Hühnchen zusammen zu rupfen . . ."

„Ich will wohl, Jürgen!" antwortete Kees mit einem gräßlichen Lachen. „So höre ich Dich lieber reden. Diese Kindereien wollten nichts sagen. Zeige, daß Du ein ordentlicher Kerl bist. Ich sehe schon, was Du willst. Ah, Du willst, daß wir abrechnen. Dann komm nur!"

Kees ging schnell weiter. Jürgen, der ihn losgelassen hatte, folgte ihm; er hielt sich schon fast wieder gerade.

Sie hörten noch die Thüre des Wirtshauses zur Krähe aufgehen. Auf der Schwelle rief Rik Dras ihnen nach, indem er die beiden Hände vor den Mund hielt:

„La—hu—la! He, ihr beiden. Jürgen, Jü—ü—ü—rgen! — Halli, delidelo!"

Sie waren schon zu weit fort, als daß jener sie

noch hätte sehen können. Sie antworteten ihm nicht, sondern gingen links über die Felder, über welchen eine tiefe Dunkelheit lagerte. Schon seit mehreren Stunden war es stockfinster, und auf keinem Hofe schien mehr ein Licht. Ein lauer Wind wehte sanft wie ein Hauch über die Felder und flüsterte in den langen Reihen der Pappeln.

Die beiden gingen schweigend neben einander, und ihre Schritte versenkten sich fast jeden Augenblick im Boden des Polders, der durch die letzten Winterregen ganz aufgeweicht worden war.

Sie kamen unten an den Wall.

„Sollen wir hier stehen bleiben?“ fragte Jürgen.

„Wie Du willst,“ antwortete Kees, und von einem letzten guten Gedanken bewegt, sagte er noch zu ihm:

„Wir könnten uns vielleicht einigen. Du weißt, daß man mich ungerecht behandelt hat, und Du willst mir jetzt noch mehr Leid zufügen. Jürgen Faas, Jürrie, thu das nicht, verzichte auf die Witwe Cramp. Ich werde Dir dann die Hand geben und Dein Freund sein ... Habe Nachsicht mit mir, ich liebe sie! ...“

„Für wen hältst Du mich, Keeske? Ein ordentlicher Junge bleibt bei seinem Wort; ich habe ihr

versprochen, sie zu heiraten ... Und was könnte es Dir auch nützen, wenn ich sie nicht nähme?"

„Mir nützen? Da würdest Du mir ja mein Leben wiedergeben ..."

„Ich kann's nicht ändern, Kamerad, aber sie hatte Dich nicht lieb; der Platz war frei, ich habe die Gelegenheit benützt, Donnerwetter! O ja, er ist jetzt besetzt, und nur zu gut. Denn hör 'mal: Du willst doch Dir das nicht zuschreiben, was ich gemacht habe?"

Kees hielt sich den Kopf mit beiden Händen, wie wenn alles in seinem Gehirn zusammenbrechen wollte.

„Was sagst Du, Jürgen? Wiederhole es, ich will es noch einmal hören. Ich hab' Dich nicht verstanden ..."

„Hast Du gesehen, armer Junge, wie sie mir vor dem Tanze ins Ohr flüsterte? Was sie mir da sagte, das war nichts von Dir. Es ist ganz einfach, ich werde bald Papa sein."

„O nein, Jürgen, sag das nicht ... Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich."

„Gewiß ist es wahr, nur zu wahr. Höre nur: Vor fünf Monaten auf der Pütter Kirmes hattet ihr uns verloren, Annemie und mich. Da ich allein bei ihr war — und wer weiß, was für ein Teufel

mich auch noch dazu antrieb — habe ich mich nicht begnügt, ihr ins Gesicht zu schauen . . . So stehn die Sachen.“

Der unbarmherzige Geck lachte bei diesen Worten laut auf, und dann fuhr er wieder fort:

„Warte nur noch vier Monate, und Du wirst schon sehen . . . Ja, es ist richtig . . . Vom Oktober an . . . Vier und fünf ist neun, oder der Lehrer von Beirendrecht hat mich belogen . . . Zähl's nur an Deinen Fingern nach.“

Für Kees konnte nun kein Zweifel mehr übrig bleiben.

„Ah, die Elende! Ah, die Hündin!“ schrie er wütend. „Es ist also wahr, daß sie ihn gern hatte! . . . Dann komm her, Du sollst nicht von hier fortgehen! . . .“

Während er das sagte, trat er einige Schritte zurück und nahm einen Anlauf, um über den andern herzufallen. Jürgen aber, der schon etwas nüchterner geworden war, hatte noch Zeit gefunden, sich bereit zu halten, und mit der Faust versetzte er ihm einen Schlag zwischen die Augen. Kees verspürte sozusagen nichts davon, obschon die Faust des Gegners ihm ein Stück Haut von der Stirne gerissen hatte. Er nahm einen zweiten Anlauf. Da er gewandt und stark

war, hätte er seinen Gegner zu Boden geworfen, wenn er ihn nur am Leibe zu fassen bekommen hätte.

Jürgen war jedoch gewohnt, mit der Faust zu kämpfen, und er verließ sich darauf, um den Wütenden abzuhalten. Er wies in der That zwei oder drei Angriffe Kees' mit all seinen Kräften zurück. Aber die Aufmerksamkeit Jürgens ließ bald nach; die Finten des schlauen Knechtes, der ihn von allen Seiten anzugreifen suchte, brachten ihn aus der Fassung, und in einem Nu fühlte er sich ganz umarmt, aufgehoben und auf den Rücken geworfen. Er stieß einen Fluch aus, als er den Boden berührte, aber er konnte ihn nicht vollenden. Kees hatte seinen Zweck erreicht, wenngleich die Verzweiflung dem Gänseritter neues Leben verlieh. Jürgen, obschon niedergedrückt, wehrte sich doch noch, und suchte dem „signor“ die Augen auszukratzen, ihn zu beißen, an den Haaren zu fassen oder ihm mit dem Knie zwischen die Beine zu kommen und ihm den Unterleib zu zerdrücken. Aber alles war umsonst. Kees hielt gut stand und ließ ihn nicht an sich kommen. Sie wälzten sich mehrmals, der eine auf dem andern, sich zusammenpressend, schäumend und blutend. Bei dieser Anstrengung schwanden Jürgen, der sich unter den

Händen Dooriks erdrückt fühlte und kaum noch zu atmen vermochte, die Kräfte.

„Warte, jetzt bekommst Du Dein Teil," sagte der Sieger. „Das Spiel mit der Gans ist zu Ende. Jetzt kannst Du zusehen, wie Du spielen wirst, mein König, mit einer Frau oder mit sonst was . . . Wir kommen aus der Mördergrube, hu! hu!"

Jürgen sah wohl ein, daß er verloren war. Er konnte noch in seine Hosentasche fahren und sein Messer, das er immer bei sich trug, herausziehen. Kees hatte das bemerkt, und er ließ es ihn absichtlich herausholen, entriß es ihm aber, noch ehe Jürgen sich dessen versehen hatte.

Nun war's vorbei.

Er stieß ihm das Messer in den Leib, zog es zurück und stieß es nochmals hinein. Er hatte zuvor die Kleider des Unglücklichen unter dem Gürtel entfernt, damit die Klinge durch nichts aufgehalten sein sollte. Beim ersten Stoß, den er in die Lenden erhielt, schrie der Unglückliche:

„O Kees! Thu das nicht! Hab Mitleid! O weh, Kees, Kees! . . ."

Kees hörte ihn nicht mehr. Er saß rittlings auf ihm und hatte ihn ganz in seiner Gewalt. Er drückte die Hüften Jürgens zusammen, wie wenn er auf

einem Hengst säße. Mit der einen Hand hielt er seinen Feind an der Kehle fest, um ihn am Schreien zu verhindern, und mit der andern zermetzelte er ihm den Leib, indem er mit dem Messer dreinhieb, wie mit einer Hacke im Polder.

Das Aechzen des Besiegten nahm schon ab. Damit er ganz verstummen sollte, stieß Kees ihm ein letztesmal das Messer in den Nacken, wie man es beim Schlachten eines Schweines macht. Das Röcheln hörte nun auf. Ein Blutstrom quoll aus dem Munde des Ermordeten, die Glieder ließen nach und fingen an steif zu werden . . .

Kees blieb einige Minuten über der verbluteten Masse hingestreckt, — dieser Masse, die einst der lustige Jürgen Faas gewesen war. Dann schüttelte er sich, wie nach einer ermüdenden Arbeit. Da sein Kittel ebenso von Blut durchtränkt war wie der des Leichnams, zog er ihn aus und warf ihn über das bleiche Gesicht, dessen Augen ihn in der Dunkelheit noch hätten anstarren können.

Die elende Hülle ließ er da liegen; es überkam ihn ein Schrecken, und er lief in einem Zuge und ohne sich umzudrehen, bis zum Weißhofe hin.

Der Spitz knurrte.

„Sei ruhig, Spitz, ich bin's!" sagte Kees mit

leiser Stimme. Der Hund kehrte in sein Häuschen zurück. Kees zog einen Eimer Wasser aus dem Brunnen und wusch sich flüchtig das Gesicht und die Hände. Zwischen seinen klappernden Zähnen trällerte er vor sich hin:

„Wir kommen aus der Mördergrube, hu, hu! Hört ihr, wie das Tierchen schreit!“

Die Scheuerthür stand offen. „Ein schöner Knecht!“ murmelte er, indem er an den Ermordeten dachte. Er ließ sich wie leblos auf das duftende Heu fallen und schlief bald wie ein Murmeltier.

Der Hahn krähte bereits, und hinter der Mühle Zander Vlogels, nach Eeckeren zu, zeigte sich unten am Horizont ein langer rosafarbener Streifen wie mit Silberlahn durchwirkt, und man konnte erwarten, daß bald die rote Scheibe der Sonne erschiene.

IV.

Die Meisterin Annemie, ganz ermüdet von der anstrengenden Polka vom vorhergehenden Abend, hatte wie ein Klotz geschlafen und stand erst auf, als es schon heller Tag war. Als sie durch den Hof, die Scheune und den Stall ging, war sie verwundert, daß sie Jürgen Faas nicht bemerkte.

„Ho, he! träger Rik!" rief sie mehrmals. Sie stieg die Leiter hinauf, die zum Hängeboden führte, wo Jürgen schlafen sollte.

„Jürrie, Jürgen!" rief sie mitten auf der Leiter, während ein instinktiver Zweifel sie anhielt. Da sie noch keine Antwort erhielt, stieg sie weiter hinauf.

„Er hat zu viel getrunken!" dachte sie. „Nun je, heute wird 'mal wieder nichts aus der Arbeit."

Oben angelangt, hob sie die Fallthüre auf, streckte den Kopf hinein und rief nochmals.

Das leere Bett war nicht einmal aufgedeckt. Die Kleider des Gänseritters lagen rings umher.

„Wo mag der wohl geschlafen haben?" fragte sich

die junge Frau gekränkt und unruhig. „Am Rande eines Grabens oder unter einem Tische in der Krähe?“

Sie stieg wieder hinunter, und als sie sich umdrehte, war es ihr, als erhielte sie einen heftigen Schlag auf die Brust.

Vor ihr stand Kees Doorik in Hemdärmeln, mit zerrissener Hose, geronnenem Blut in den Haaren und von blutigen Schrammen durchzogenem Gesichte. Mit gekreuzten Armen stand er da und blickte sie an. Es war für ihn ein Genuß, sie so bestürzt zu sehen.

„Sie werden den aus dem Polder nicht mehr wiedersehen,“ war das einzige, was er zu ihr sagte.

Sie hielt die Hand ans Herz und verhüllte sich das Gesicht mit ihrer blauen Schürze. Sie war der Ohnmacht nahe bei dem Gedanken an die schreckliche That, die sie jetzt ahnte, aber sie wagte es nicht, ein Wort zu dem Mörder zu sagen.

Inzwischen erhob sich ein verworrener Lärm von Stimmen in der Ebene. In allen Ecken des Dorfes wurde es lebendig. Von Thür zu Thür flog die Nachricht, und alle machten sich auf die Beine. Janneke, der nach Stabroeck geschickt worden war, kam in einem Atem zurückgelaufen, um der Witwe Cramp das Geschehene zuerst erzählen zu können.

Sobald man seine Stimme nur vernehmen konnte, schrie er, schon fast außer Atem:

„Tante, Tante, man hat unsern Jürgen kaput gemacht. Er lag bei der Silberbirke, auf dem Felde von Rob Maes.“

Er lief ins Haus, nach Annemie suchend, während er noch immer fortfuhr zu plärren:

„Die Leute glauben, daß es Kees gewesen ist... Der Vagabund hat heute nacht nicht beim Bürgermeister geschlafen. Er ist um drei Uhr mit unserm Jürrie aus der Krähe fortgegangen... Rik Dras hat sie gerufen, und er ist ihnen nachgegangen, aber sie waren nicht zu finden...“

Er lief in den Stall hinein, aber als er Kees erblickte, blieb er plötzlich stehen, teils vor Schrecken, teils vor Freude, da er seinen Augen fast nicht traute.

„Nun ja, was willst Du, Ungeziefer? Ja, ich bin's, Kees Doorik...“

Janneke hatte sich schnell wieder gefaßt, er ging bis zum Karrenthor zurück, und indem er die Hände vor den Mund hielt, rief er:

„He, ihr Männer, herbei!... Hier ist er... Haltet ihn fest, den Mörder!...“

Da die Männer nicht schnell genug herbeikamen, schwenkte er mit den Armen. Es waren vier Gänse-

ritter aus der Nachbarschaft, die herbeigelaufen kamen: Huib Coryn, Manus aus dem Hause des Bürgermeisters, Chiel Dhaenens und Hein Vlogel, der Sohn des Müllers. Auch diese hatten ihren Rausch kaum ausgeschlafen, und der tragische Lärm hatte sie beim Aufstehen überrascht.

Sie traten an Kees heran. Janneke, durch diese Verstärkung beruhigt, wagte es, ihnen zu folgen.

„Der wird sie nicht heiraten ... Sie wird niemand mehr gehören!" murmelte Kees vor sich hin, während er nicht einmal daran dachte, zu entfliehen oder sich zu widersetzen.

Der Feldhüter Mile Pomp, der durch den Genever schon berauscht war, kam ebenfalls herbei, und hinter ihm der Bürgermeister, der dicke Flüp Sap, der trotz alledem noch immer heiter aussah. Die beiden diskutirten über die Frage, wohin sie den Verbrecher führen sollten, bis die Gendarmerie und der Gerichtshof ankämen. Der Feldhüter bemerkte, es sei leichter, im Gemeindehause das Protokoll aufzusetzen.

„Aber, aber ... wer hätte das von diesem Jungen gedacht!" seufzte Flüp, nach Atem schnappend. „Meine Tochter hat fast den Kopf verloren, als sie das hörte ..."

Inzwischen war die Menge zur Scheune hereingekommen; die Kinder aus dem Dorf stürmten in

den Stall. Man drängte sich, um dieses Ungeheuer von Kees zu sehen, das ihnen ebensoviel Neugierde als Schrecken einflößte.

Der kleine Potztausend amüsirte sich noch besser, als bei dem gestrigen Rennen. Es war ein kostbareres Blut als das einer Gans, das der braunen Hose des Knechtes jenes schreckliche rostfarbige Aussehen verlieh. Mit grinsendem Lachen sagte er zu Kees:

„Sag 'mal, Krauskopf, mein großer Freund, da liegst Du schön im Dreck! Jetzt geht's nach der Herberge der Regierung in der Beghinenstraße ... Glückliche Reise, mein Junge!"

Annemie, noch auf einer Sprosse der Leiter stehend, verhüllte sich noch immer das Gesicht und brachte nichts hervor, als das Wort:

„Gott! ... Gott! ... Gott! ..."

Der heuchlerische Wannes Andries wagte zwar nicht zu lachen, aber er hätte es ebenso gern gethan wie sein ältester Bube. Er nahm wieder sein Totengräbergesicht an, blieb neben seiner Schwester stehen, um sie zu trösten — aber diese schien nicht darauf zu hören.

In den umherstehenden Gruppen erzählte Hein Vlogel, wie man den Körper des armen Jürgen, des Eintagskönigs der Gänseritter, aufgehoben hatte, wie er da gelegen, mit einem Bein über dem andern,

welche Farbe sein Gesicht hatte, wie viel Löcher man an ihm zählte, und aufgeregt durch diese Einzelheiten, heulten die Dorfbewohner:

„Nieder mit ihm! Nieder mit dem Mörder!“

Die Truppe des kleinen Potztausend war schon vollzählig herbeigekommen und zeichnete sich durch ihr wildes Geschrei aus.

„Bringt ein Seil!“ schrie Chiel Dhaenens.

Dieser Rotkopf, der Sohn des Kupferschlägers, war ebenfalls Mitglied der Amicitia und war stets der Nachbar Kees' an den Probeabenden gewesen. Das pausbäckige, jetzt langgezogene Gesicht seines Kameraden rief in dem kranken Gehirn des Missethäters wieder die friedlichen Bilder aus den früheren Uebungen der Amicitia wach.

Aber die Rufe: „Nieder mit dem Mörder!“ wurden immer lauter und rissen den Krauskopf schon gleich wieder aus seinen Betrachtungen.

„Hört, Freunde,“ sagte er, „der Kampf war redlich ... Ich schwöre es ... Er selbst würde es euch sagen ... Jürgen war es, der sein Messer gegen mich zog ... Ich habe mich nur verteidigt ...“

Ein spöttisches Hohngelächter übertönte seine Worte.

„Das mußt Du den Herren von Antwerpen erklären, mein Junge!“ bemerkte Wannes Andries

ganz ernst, mit einem heimtückischen Lächeln, während sein falsches Gesicht einen drohenden Ausdruck annahm.

Man konnte noch nicht nach dem Gemeindehause aufbrechen. Der Schöffe Arrewyn berichtete, die für die Verbrecher vorgesehene Zelle müsse erst ausgeräumt werden, da der Sekretär Lieter einen Vorrat von Kohlen und Kartoffeln darin hatte. Die Zelle war nie zu einem andern Zwecke benützt worden. Seit einem halben Jahrhundert war es das erstemal, daß ein Verbrechen auf dem Gebiete von Dinghelaar begangen wurde, und der Mörder war noch dazu ein Fremder. Die Aufregung der Bauern war so groß, daß man fürchtete, der Mörder würde unterwegs umgebracht oder noch aus der Zelle herausgerissen werden, da dieselbe, wie Arrewyn versicherte, gar nicht solid war. Der Neid und die Feindschaft gegen Kees, die mit den Jahren zugenommen hatten, aber nichts gegen den Jungen, der sich stets tadellos betrug, vermocht hatten, erwachten jetzt bei dessen Kameraden zu einem unversöhnlichen Hasse, und man hörte nicht nur den Ruf: „Mörder!" sondern auch noch dieselben Schimpfwörter wie früher: „Verfluchter Bastard!" — „Verkommener Signor!" — „Sohn einer Hündin!"

„Da ist der Pfarrer!" murmelten auf einmal mehrere Stimmen.

Die Meute der Kläffer, die der Feldhüter nur mit Mühe zurückhalten konnte, wich um ein paar Schritte zurück, und man schwieg.

Ein Priester mit weißen Haaren, mit einem sanften, nachdenklichen Gesichte kam mühsam heran, indem er sich auf seinen Hakenstock stützte. Seine Pfarrkinder traten zurück, um ihn durchzulassen, und die Männer lüfteten ihre Mützen, indem sie ihn mit einem verschmitzten Auge anblickten, als wollten sie sagen: „He, Herr Pfarrer, das hatten Sie nicht erwartet!"

Es war in der That derselbe Priester, der Kees bei seiner ersten Kommunion gekleidet und der ihn den Katechismus gelehrt hatte, in welchem es heißt: „Du sollst nicht töten!"

Während das ganze Dorf dem aus der Stadt verwiesenen Jungen nur Kränkungen zugefügt hatte, war dieser Paria der Günstling des heiligen Mannes gewesen.

Was sollte nun der Mann Gottes zu dem Sünder sagen? Die mitleidigen Seelen freuten sich heimlich darüber und waren gespannt, welchen Ausgang diese interessante Begegnung nehmen würde.

Der Pfarrer, der eben erst den Ermordeten im Totenhause auf dem Kirchhof gesehen hatte, näherte sich seinem elenden Schützling.

„Unglückliches Kind!“ sagte er, „Gott habe Mitleid mit Dir!“

Seine ernste Stimme blieb zärtlich und gefühlvoll wie früher. Der Missethäter fand wieder Thränen und senkte den Kopf. Der Priester aber — und das wurde ihm später noch lange vorgeworfen — streckte die Hände über ihn aus, wie wenn er ihn freisprechen wollte.

Dann wandte sich sein heller blauer Blick, der gewohnt war, in die Gewissen hineinzudringen, nach der Frau, die hinter dem Mörder zusammengebrochen dasaß, und er erriet, wer wohl am meisten für diese entsetzliche That verantwortlich sein mochte.

Auf den Rat des Pfarrers entschloß man sich, den Gefangenen anderswohin zu führen. Endlich kamen zwei Gendarmen in aller Eile von der Grenze an. Beide trugen die Flinte quer über der Schulter, während ihre Mütze mit der weißen Quaste ihnen übers Ohr hing.

Sie nahmen Kees beim Arme.

„Darf ich bitten, Kamerad?“ sagte der eine, ein spöttischer Wallone, indem er die Handfesseln aus der Tasche zog.

Beim Berühren dieser Uniform zitterte der Knecht, und er verstand, was ihm jetzt geschehen würde. Er ließ sich die Hände binden.

„Vorwärts!“ befahl der Unteroffizier, indem er ihn ein wenig mit dem Kolben zwischen die Schultern stieß.

Kees ging fast entschlossen vorwärts. Es entstand ein Gedränge unter den Leuten. Die Gendarmen hielten die Vorwitzigen zurück. Hinter dem ehemaligen Knechte des Weißhofes gingen der Pfarrer, der Bürgermeister, der Schöffe und der Feldhüter.

Als sie durch den Schuppen kamen, wandte sich Kees noch einmal nach der geliebten Meisterin um. Ein geheimnisvoller Drang hatte sie bewogen, sich aufzurichten und sich bis an die Schwelle des Stalles zu schleppen, und nun blieb sie stehen, und sie begriff, an was der herzzerreißende Blick des Unglücklichen sie erinnern wollte.

In einer Minute erlebte sie wieder jenen Herbstabend, an dem sie von derselben Stelle aus ihm mit begehrlichen Blicken gefolgt war, als er so munter und so tüchtig arbeitete, während sein Schatten sich auf der von der Abendsonne geröteten Mauer abzeichnete.

Auch heute betrachtete sie ihn wieder wie faszinirt, und sogar, als er sich abgewandt hatte, konnten ihre träumerischen Augen sich nicht mehr trennen von dem armen Teufel, dessen lockiges Haupt über die wogende Menge von gewöhnlichen Köpfen hervorragte wie ein Wrack über die Wellen des Meeres.

Eine ganze Schar von Buben — der kleine Potztausend an der Spitze — verfolgte den Gefangenen und warf mit Steinen und mit Rasenstücken nach ihm, indem sie schrieen: „Hawurtt! Hawurtt!“

In dem Weißhofe blieben nur noch die Witwe Annemie, und hinter ihr ihr würdiger Bruder Wannes, der sie mit einer teuflischen Freude beobachtete.

Kees war verschwunden. Sie aber blickte noch immer vor sich hin, auf die Mauer der Scheune.

Es war ein sanfter, angenehmer Morgen, der sich inzwischen erhoben hatte. Der dichte Nebel, in dem die Sonne Silbertröpfchen erglänzen ließ, stieg nach und nach in die Höhe. Ueberall spürte man, daß der junge Saft aus der Erde stieg, und daß der April mit seinen lauen, weichen Lüften gekommen war.

Und die Witwe sagte sich, jetzt würde sich alles im Polder verjüngen, sie aber könne nie mehr mit den anderen Geschöpfen in das Konzert des Frühlings einstimmen. Eine Leiche und ein Gefangener, diese beiden Kräfte, die ihretwegen vernichtet waren, trennten sie auf immer von der zeugenden Natur. Nichts regte sich mehr in ihrem Schoße; auch das Kind des Jürgen war tot.

Eekhoud, Georges

Kees Doorik ein vlämischer Sittenroman

Stuttgart [u.a.] 1893